



phot. A. Jüttner in Ratibor

Einst und jetzt:
Der damalige Prinz Wilhelm mit seinem Vater, Kronprinz Friedrich Wilhelm, als Jagdgast des Herzogs von Ratibor

Von links nach rechts: Hofmarschall Graf Eulenburg (jetzt Oberhof- und Hausmarschall) — Erbprinz (jetzt Herzog) von Ratibor — Graf v. Zedlitz-Trützschler (damals Regierungs-Präsident von Oppeln) — von Pfuhlstein (Adjutant des Kronprinzen) — Fürst von Lichnowsky † — Prinz Heinrich XIV. von Reuß — Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen † — Prinz Egon von Ratibor † — Erbprinz (jetzt Fürst) zu Hohenlohe-Oehringen — Prinz Wilhelm von Preußen — Herzog von Ratibor † — Prinz Franz von Ratibor † — Forstmeister Elias † — ein Adjutant



phot. Otto Reiche in Tarnowitz

Der Kaiser als Jagdgast des Fürsten Henckel von Donnersmarck in Neudeck

Kaisertage in Schlesien

Der Kaiser in Neudeck

Den Anfang der Festlichkeiten, die unseren Kaiser anläßlich seines diesmaligen Besuches in Schlesien erwarteten, bildete sein Jagdbesuch bei dem Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck auf Schloß Neudeck. Am 24. November passierte der kaiserliche Sonderzug, von Wildpark kommend, den Hauptbahnhof in Breslau. Sein Eintreffen erfolgte mittags 2 Uhr 25 Minuten. Nur 10 Minuten Wartens waren des Maschinenwechsels wegen vorgesehen. Schon um 5 Uhr 42 Minuten lief der kaiserliche Zug auf der dem Schlosse Neudeck benachbarten Station Radzionkau ein. Nach kurzer Begrüßung durch den Fürsten von Donnersmarck, den Landrat, Grafen zu Limburg-Stirum aus Tarnowitz, und den Bürgermeister Wahner aus Radzionkau verließ der Kaiser den festlich geschmückten Bahnhof und fuhr mit seinem hohen Gastgeber im Automobil unter dem Jubel der spalierbildenden Menge durch das Dorf Orzech nach dem sechs Kilometer entfernten neuen Schlosse Neudeck. Das kaiserliche Gefolge bestand aus dem Hofmarschall Grafen Henckel von Donnersmarck, dem Gesandten Freiherrn von Jenisch, den Flügeladjutanten von Mutius und von Caprivi und dem Leibarzte des Kaisers, Oberstabsarzt Dr. Niedner. Die Herren Generaloberst von Plessen, der Chef des Militärkabinetts, Freiherr von Lyncker, und der Chef des Zivilkabinetts, von Valentini, hatten sich in Breslau dem kaiserlichen Gefolge angeschlossen. Einen prächtigen Anblick gewährte die Fahrt durch den Neudecker Schloßpark, in dem der Kriegerverein mit Magnesiumfackeln Spalier bildete. Herrlich war der Blick auf das in Rotfeuer erstrahlende Schloß. An diesem Abende sowohl als auch an dem folgenden fand im Schlosse Abendtafel statt, bei der das Trompeterkorps der Breslauer Kürassiere unter Musikdirektor Schall konzertierte. An beiden Abenden zeigte sich übrigens das hohe Interesse, das unser Kaiser der Musik entgegenbringt. Am ersten Abende dirigierte er persönlich zwei, am zweiten vier seiner Lieblingsmärsche. Um 10 Uhr brach der Kaiser am ersten Abend die Tafel ab, und die Jagdgesellschaft, die durch zahlreiche hohe Gäste vergrößert worden war, bereitete sich auf die Strapazen des kommenden Tages vor, der dem edlen Weidwerk geweiht sein sollte. Starker Schneebehang machte die Fasanenjagd am folgenden Tage, dem 25. November, zwar einigermaßen schwierig; dennoch waren alle Teilnehmer mit dem Erfolge zufrieden. Ein kurzes Jagdfrühstück zu 19 Gedecken in einem Zelte nahe der Fasanerie unterbrach mittags 1 Uhr das Jagdvergnügen. Nach eingenommener Mahlzeit wurde eine photographische Aufnahme der Jagdgesellschaft veranstaltet. Wir bieten dieselbe unsern Lesern auf dieser Seite. Der Fortgang der Jagd brachte insofern eine interessante Szene, als die russische Grenzwache dem Kaiser eine Ovation brachte, während sich die Schützenkette der Grenze näherte. Um 4 Uhr wurde die Jagd abgebrochen. Die Strecke, die um 7 Uhr abends im Schloßhofe bei Kienfeuer gelegt wurde, wies 3116 Stücke Wild auf, wovon der Kaiser 629 Fasanen, 3 Hasen und ein Diverses erlegt hatte. Sonnabend vormittags, kurz vor seiner Abreise aus Neudeck, nahm



phot. Otto Reiche in Tarnowitz

Die Trachtenvereine Koslowagora und Orzech bei der Vorstellung im Schloßhofe zu Neudeck am 26. November 1910

der Kaiser die Vorstellung der Trachtenvereine Orzech und Koslowagora im Schloßhofe entgegen. Die gleichfalls in ihrer eigenartigen Tracht erschienenen Mitglieder der Brzosowitz-Kapelle stellten die Musik. Der Kaiser zeigte hohes Interesse für die auf Wohlfahrt- und Heimatpflege gerichteten Bestrebungen beider Vereine, die unter dem Vorsitz des Grafen Guidotto von Donnersmarck, dem ältesten Sohne des Fürsten, ins Leben gerufen worden sind, befühlte sogar die echt oberschlesische Lederhose und fand für jeden Teilnehmer ein scherzendes Wort. Unsere Leser finden die Abbildung der den Kaiser erwartenden Vereine auf dieser Seite. Kurz nach der Vorstellung verließ der Kaiser das gastliche Neudeck, um sich zur Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen nach Beuthen zu begeben. M. M.

Die Enthüllungsfeier des Reiterstandbildes Friedrichs des Großen in Beuthen O.-S.

Glück auf! Dieser heimische Willkommensgruß erbrauste hunderttausendstimmig, als Kaiser Wilhelm II. am 26. November in Beuthen, der ältesten oberschlesischen Bergstadt und Metropole des oberschlesischen Industriebezirks, zur Enthüllungsfeier des Reiterstandbildes seines großen Ahnen, Friedrichs des Großen, seinen Einzug gehalten. Schon seit Monaten erzitterte das ganze oberschlesische Volk in freudiger Erregung ob des erwarteten, nicht bloß für die Stadt Beuthen, sondern auch für den ganzen oberschlesischen Industriebezirk überaus bedeutungsvollen Festes. Galt doch die Ehre des Allerhöchsten Besuches auch der gewaltig aufstrebenden Montanindustrie Oberschlesiens, deren erstem Urheber, dem mächtigen Hohenzollern, welcher der oberschlesischen Bergwerks- und Hüttenindustrie das Fundament schuf, auf dem sie sich zu der Blüte entwickelte, deren sie sich heute rühmen darf und mit der in das Land, wo vordem Mutter Sorge ihre Herrschaft aufgeschlagen, und Not und Elend sich heimisch eingerichtet hatten, ein reicher Segen seinen Einzug gehalten hatte, das oberschlesische Volk ein warmes Dankbarkeitsgefühl im Herzen bewahrt. Und der Gruß ertönte nicht nur laut um den Kaiser, sondern auch still in den Herzen, soweit in Oberschlesien ein Hüttenfeuer raucht und im Schoße der Erde das Schlegel auf dem Eisen erklingt.

Der Empfang des hohen Gastes gestaltete sich äußerst glänzend. Der ganze lange Weg von Neudeck, über Deutsch-Piekar, Scharley und Roßberg bis Beuthen glich einer einzigen Via triumphalis. Bis an die Stadtgrenze gab die Bevölkerung des Landkreises Beuthen den Willkommensgruß durch Aufstellung eines Spaliers, woran sich die Kinder der Land-Volksschulen, die Vereine der Landortschaften und die Bergleute der umliegenden Kohlen- und Erzbergwerke in ihrer Paradeuniform beteiligten, während weiterhin die Spalierkette bis auf den Festplatz die städtischen Volks- und höheren Schulen, Vereine und Innungen fortführten. Einen besonders nachhaltigen Eindruck machte die Huldigung der vielen Schulkinder. Bei der Vorstellung des Sanitätsrats Dr. Mannheimer sagte der Kaiser zu diesem: „Sie *müssen für die Gesundheit der Beuthener sehr gesorgt haben, nirgends sieht man soviel Kinder wie hier!*" Ebenso erfreut war er über die Huldigung der 350 oberschlesischen Landleute mit ihren Frauen und Töchtern in ihrer schmucken Bauerntracht in Roßberg.

Die Dekoration der Ortschaften, die der Kaiser durchfuhr, reihte sich würdig der Beuthens an.

Um 11 Uhr 55 Minuten langte der Herrscher unter Glockengeläut, überall stürmisch begrüßt, auf dem Festplatze an, wo er am Denkmal vor dem Kaiserzelt vom Magistratskollegium und einer zahlreichen Festgemeinde feierlich empfangen wurde. Hier wurde ihm auch von den



phot. Oskar Anders in Beuthen

Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in Beuthen am 26. November 1910

vereinigten Gesangvereinen Beuthens eine Ovation dargebracht und vom sechsjährigen Töchterchen des Oberbürgermeisters Dr. Brüning nach der Enthüllungsfeierlichkeit ein Strauß von Maiglöckchen und Erika überreicht, wofür er das liebreizende Kind auf die Stirn küßte und ihm eine Brosche mit den kaiserlichen Initialen schenkte.

Nach eingehender Besichtigung des Denkmals zog der Kaiser den Schöpfer desselben, Professor Touaillon, ins Gespräch. Major von Mutius legte in kaiserlichem Auftrage einen Kranz am Denkmal nieder. Im Festzelte trug sich der Kaiser am Schluß der Feierlichkeit in das Goldene Buch der Stadt Beuthen ein. Die ihm hierzu dargebotenen Schreibgeräte waren Kostbarkeiten eigener Art. Federhalter und Feder bestanden aus Gold. Den Hauptbestandteil des äußerst wertvollen Tintenbehälters, eines Meisterwerkes oberschlesischer Goldschmiedekunst, bildet ein würfelförmiges Stück Silbererz, das seiner Zeit auf der Rokokogrube bei Beuthen gefunden wurde. Die Vorderseite des Tintenfasses zeigt das Beuthener Stadtwappen inmitten einer erhabenen Umrahmung, während den beiden Seitenflächen die Symbole des Bergbaues, Hammer und Schlegel, eingefügt sind. Der Deckel trägt einen aus reinem Golde gefertigten fliegenden Adler.

Nachdem dem Kaiser noch einzelne Mitglieder der städtischen Körperschaften, sowie einige Glieder der Familie Hakuba vorgestellt worden waren, verlieh er dem Oberbürgermeister Dr. Brüning als Ausdruck seines Dankes das Recht, die goldene Amtskette zu tragen. Der zweite Bürgermeister, Friedrich, wurde durch Verleihung des Roten Adlerordens 4. Klasse ausgezeichnet.

Kurz vor 1 Uhr nahm der Kaiser die Parade der Ehrenkompagnie, welche die hier stationierten Zweiundzwanziger stellten, entgegen und verabschiedete sich, um nach Rauden zum Besuch des Herzogs von Ratibor zu fahren. So hat Beuthen, wie Oberbürgermeister Dr. Brüning in seiner Festrede hervorhob, dem großen Könige für seine Sorge um Oberschlesien den verdienten Dank in dem ehernen Wahrzeichen deutscher Kunst gezollt. Die begeisterte und aufrichtige Huldigung der oberschlesischen Bevölkerung in Beuthen aber war ein beredtes Zeugnis dafür, daß das oberschlesische Volk weiß, wie viel auch unser Kaiser für das leibliche und geistige Wohl seiner Untertanen und insbesondere der Arbeiterschaft bis jetzt schon getan hat. Und diese Ueberzeugung machte dem geliebten Landesvater das Scheiden von seinen oberschlesischen Kindern schwer. Statt um $^1/_2$1 Uhr, wie es programmmäßig bestimmt war, nahm der Kaiser erst um 1 Uhr Abschied von Beuthen und vom oberschlesischen Industriebezirk. J. Kania

Der Kaiser in Rauden

An die Beuthener Enthüllungsfeierlichkeit knüpfte sich ein Besuch unseres Kaisers bei seinem hohen Jagdfreunde, dem Herzog von Ratibor, auf Schloß Rauden. Ein Sonderzug trug den Herrscher von Beuthen aus nach Ratiborhammer. Mittags 2 Uhr 35 Minuten fuhr der Zug in die Station ein. Der Herzog erwartete hier in Husarenuniform seinen hohen Jagdgast. Nach erfolgter Begrüßung durch den Landrat Wellenkamp ging die Fahrt im Automobil nach dem Raudener Schlosse, wo man um 3 Uhr anlangte. Eisenbahnbeamte, Krieger- und Turnvereine, sowie die Feuerwehr und dichte Scharen von Schulkindern hatten zu beiden Seiten des Weges Aufstellung genommen. An der Raudener Oberförsterei wurde der Kaiser von der herzoglichen Jägerei mit dem Fürstenrufe begrüßt. Bei Rauden standen u. a. auch die Barmherzigen Brüder und die Seminaristen von Pilchowitz im Spalier. Die Begrüßung im Schlosse erfolgte durch die herzogliche Familie, sowie durch die bereits vor dem Kaiser eingetroffenen Jagdgäste Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, Erbprinz und Erbprinzessin von Ratibor, Fürst von Pleß und Landrat Lenz aus Rybnik.

Der folgende Tag, Sonntag, der 28. November, war der Ruhe gewidmet. Morgens besuchte der Kaiser den Gottesdienst in Ratibor. Zur Frühstückstafel im Raudener



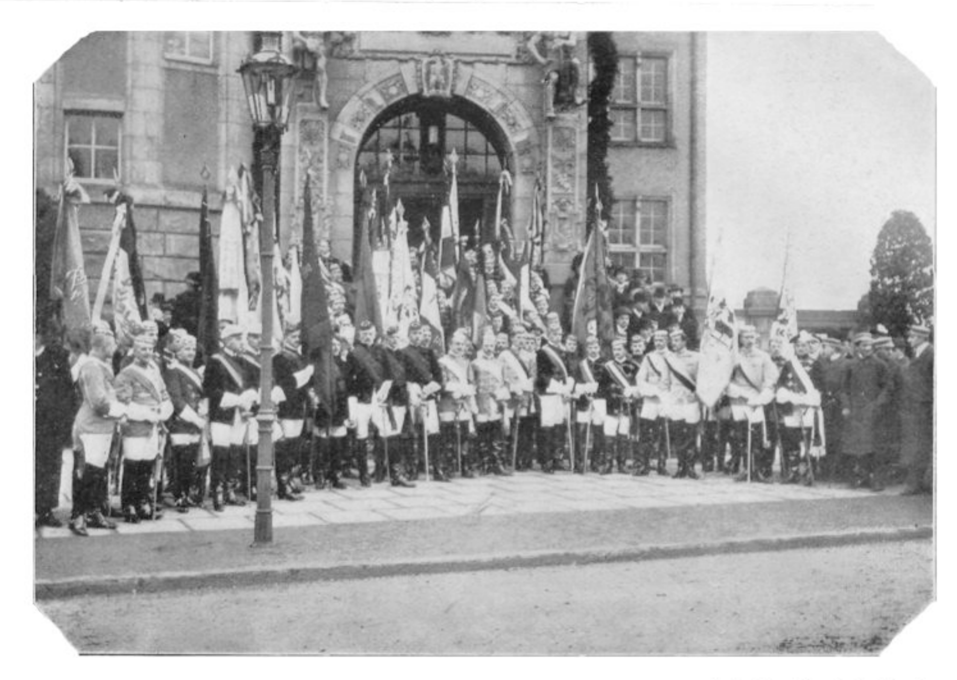
phot. A. Jüttner in Ratibor

Nach der Jagd im Walde bei Rauden

Von rechts nach links: Prinz Karl von Ratibor — Prinz Franz von Ratibor — Herzog zu Trachenberg — Prinz Max von Ratibor — Oberförster Bingmann — Oberstabsarzt Dr. Niedner — Baron Reischach — Oberförster Schaeffer — Herzog von Ratibor — Landwirtschaftsminister Freiherr von Schorlemer — Hauptmann von Caprivi — Kaiser Wilhelm — Forstrat Schmidt — Major von Mutius — Erbprinz von Ratibor — Oberförster Scheuch — Kammerdirektor von Gehren — Fürst von Pleß — Prinz Hans von Ratibor — Freiherr von Jenisch — Prinz Karl Gottfried zu Hohenlohe — Erbprinz zu Oettingen-Spielberg — Graf Henckel von Donnersmarck — Graf Stubenberg.

Schlosse hatten für diesen Tag u. a. der Regierungspräsident von Oppeln, von Schwerin, sowie der Landesälteste Gustav von Ruffer aus Kokoschütz und Kreisdeputierter Hugo von Ruffer aus Rudzinitz Einladungen erhalten. Das besondere Wohlgefallen des Kaisers erregte die mit Begonien prachtvoll geschmückte Tafel. Ein dicht vor dem Kaiser stehendes, für die Feierlichkeit eigens gezogenes Arrangement von weißem und rosafarbenem Flieder erfreute den Monarchen in einem solchen Grade, daß er sich einen Strauß erbat. An das Frühstück schloß sich ein Spaziergang der gesamten Festgesellschaft nach dem Waldpark Buk. Bei dieser Gelegenheit unterließ man es auch nicht, der von der Kaiserin Friedrich im Jahre 1866 gepflanzten „Viktorialinde" einen Besuch abzustatten. Zu der Abendtafel wurden noch der herzogliche Kammerrat Hirschberg und Hauptrentmeister Keulmann aus Ratibor zugezogen. Die Tafel hatte man diesmal in Hufeisenform aufgeschlagen und mit gelben Margueriten geschmückt. Während des Mahles konzertierte die Raudener Knabenkapelle und nach demselben das Strohmeyer'sche Gesangs- und Streichquartett aus Wien. Auf besonderen Wunsch des Kaisers war außerdem der Direktor des Wiener „Tabarin", Adolf Neuwirth, den der Herrscher anläßlich seines letzten Aufenthaltes in Wien im Belvedere gehört hatte, nach Rauden gebeten worden. Namentlich das Lied „Dos hot ka Goethe geschrieben" erregte des Kaisers Wohlgefallen und mußte auf sein Ersuchen hin wiederholt werden. Beim Abbruch seines Gespräches mit Neuwirth gab ihm Kaiser Wilhelm „Grüße an seine lieben Wiener" mit. Montags, am frühen Vormittag, erfolgte der Aufbruch zur Jagd, die wiederum namentlich dem Fasanenwild galt und eine Gesamtstrecke von 2854 Stück Wild ergab. Sie setzte sich aus 2837 Fasanen, 3 Stück Trutwild, 13 Hasen und 2 Stück „Diverses" zusammen. Auch gelegentlich dieser Jagd fand eine photographische Aufnahme der Teilnehmer statt und zwar bei derselben Jagdhütte, in deren Nähe vor ca. 30 Jahren der damalige Prinz Wilhelm in Begleitung seines ritterlichen Vaters, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und inmitten einer fröhlichen Jagdgesellschaft photographiert wurde. Wir führen unseren Lesern dieses eben erwähnte Bild auf Seite 145 unserer Chronik vor. Es mögen eigenartige Gedanken gewesen sein, die unsern Herrscher diesmal bei dem Aufenthalt an der gleichen Stätte bewegt haben. Wie vieles hat sich seit jener Zeit verändert. Blühende Jugend ist gereiftem Alter gewichen, und so mancher, der damals den Tod aus sicherem Rohre versandte, ist inzwischen selbst eine Beute des Finstern geworden. Nach Abbruch der Jagd kehrte der Kaiser unter Böllerschüssen nach dem Raudener Schlosse zurück, das im Lichterglanz leuchtete. Bengalische Flammen und Rotfeuer ließen auch hier den Zuschauer sich in das Reich der Märchen versetzt wähnen. Zur Abendtafel wurden an diesem Tage Oberpräsident von Guenther, Graf von Pückler-Burghauß auf Friedland, Landrat von Stumpfeldt aus Gleiwitz, Kammerdirektor von Gehren und Forstrat Schmidt gezogen. Die Tafel wies 35 Gedecke auf, war in Form eines Ovals aufgestellt und mit St. Barbarablumen und Tannenzapfen dekoriert. Die Raudener Knabenkapelle stellte wiederum die Musik. Dienstag früh $8^1/_2$ Uhr verließ der Kaiser die gastliche Stätte. Automobile trugen ihn und sein Gefolge nach Ratiborhammer zurück, wo er sich von seinem Gastgeber herzlich verabschiedete. Um 8 Uhr 55 Minuten verließ der kaiserliche Sonderzug in der Richtung nach Breslau die Station.

M. M.



phot. Max Bauch in Breslau

Vor dem Hauptportal der Technischen Hochschule
Die Delegierten der studentischen Korporationen in Erwartung der Ankunft des Kaisers

Die Einweihung der technischen Hochschule in Breslau

Den gewaltigen, harmonischen Ausklang der schlesischen Kaisertage bildete die Einweihung des neuen Hochsitzes der technischen Wissenschaft in Schlesiens Hauptstadt. Wenn auch die Inbetriebnahme der Kaiserbrücke und die eigentliche Eröffnung der Hochschule aus Gründen der Notwendigkeit schon früher hatten erfolgen müssen, so bildete doch der 29. November, der die Besichtigung beider großartigen Bauschöpfungen durch den Landesvater brachte, in den Augen der Breslauer den eigentlichen Geburtstag beider. Unsere alte Oderstadt hatte in echter Würdigung der Bedeutung dieses Tages schon lange vorher an einer angemessenen Ausgestaltung des Festes gearbeitet. Der gesamte Weg, den der Kaiser zu durchmessen hatte, war in jeder nur möglichen Weise ausgeschmückt worden. Besondere Sorgfalt hatte man bei der Dekorierung des Hauptbahnhofs und der Kaiserbrücke walten lassen. Jedes Tal war ausgefüllt, und Berg und Hügel waren abgetragen worden. Unschön wirkende Stellen, wie die Abbruchstelle in der Nähe der alten Gasanstalt am Lessingplatz und die zum Teil noch öde liegenden Gelände nahe der neuen Hochschule hatte man in geschmackvoller Weise den Blicken zu entziehen gewußt. Eine frische Sandschüttung auf allen Wegen, die der festliche Zug zu passieren hatte, führte einen erfolgreichen Kampf mit dem berüchtigten Breslauer Straßenschmutz, der bekanntlich selbst den Gerechten mehr als siebenmal im Tage zu Falle bringt. — Eine Vorfeier in Gestalt eines Rathausfestes am Vorabend des eigentlichen Festaktes bildete eine würdige Einleitung zu dem sowohl für Breslau als auch für die ganze Provinz, ja, für den gesamten deutschen Osten denkwürdigen Tage. Ueber 450 Geladene, unter ihnen die Minister Trott zu Solz und Sydow, die Regierungspräsidenten von Breslau und Oppeln, die Abgeordneten Dr. Porsch, Strosser, Dr. Wagner und Gothein, zahlreiche Landräte und Bürgermeister schlesischer Städte, Vertreter der staatlichen und städtischen Körperschaften, der Hochschulen und der Studentenschaft füllten die in äußerst vornehmer Weise dekorierten Räume unseres alten Rathauses. Da man wußte, daß der Strom der Rede am folgenden Tage reichlich zu fließen hatte, ließ man sich an einem kurzen Willkommensgruße des Oberbürgermeisters Dr. Bender genügen. — Am Vormittag des 29. Novembers lief der kaiserliche Sonderzug auf dem zweiten Steige des Hauptbahnhofes um 11 Uhr 25 Minuten ein. Der Kaiser, der Kürassieruniform trug, wurde von dem Polizeipräsidenten von Oppeln, dem Oberpräsidenten Dr. von Guenther und den Herren seines Gefolges begrüßt. Besondere Freude bereitete dem Herrscher die Begrüßung durch den Vorstand des österreichisch-ungarischen Hilfsvereins „Austria“. Der Vizepräsident der Vereinigung, Kommerzialrat Schneiderhan, sprach dem Kaiser, der das Haupt entblößt hatte, den Dank seiner gesamten Landsleute für die jederzeit geübte Treue aus. Bei der nach der Erwiderung des Kaisers stattfindenden Vorstellung der Deputationsglieder zeichnete er namentlich den Breslauer Theaterdirektor Dr. Loewe durch einige scherzende Worte aus. In mäßig schneller Fahrt im offenen Automobil fuhr der Kaiser nun, den Generaloberst von Plessen zur Seite, nach der Technischen Hochschule. Durch die Bahnhöfe, am Ohlauer Stadtgraben entlang und das Ohlauufer hinauf ging die Fahrt nach der Kaiserbrücke, die vom Kaiser bei verlangsamtem Fahrttempo in Augenschein genommen wurde. Um 11½ Uhr erreichte der festliche Zug die Ecke der Hansa- und Borsigstraße, wo der Kaiser den Wagen verließ, um die Front der Ehrenkompagnie abzuschreiten. Dann wandte er sich nach dem Hauptportal, wo die Chargierten der studentischen Korporationen in malerischer, farbenbunter Gruppierung Aufstellung genommen hatten. (Bild Seite 150.) Hier erfolgte die Begrüßung durch den Kultusminister Trott zu Solz, den Rektor der neuen Hochschule, Professor Dr. Schenck, und den Erbauer der Hochschule, Baurat Dr. Burgemeister (Bild auf Seite 151). Liederklänge des Wätzold'schen Gesangvereins hallten dem Kaiser im Treppenhause entgegen, und Liedgrüße der studentischen Gesangvereinigungen „Leopoldina“ und „Burgundia“ ertönten bei seinem Eintritt in die Aula, die ein farbensattes Bild bot. Vom Katheder aus verlas der Kaiser die Weiheurkunde, die in den Worten gipfelte: „Die Arbeit nur, die für das Ganze geschieht,



phot. Ed. van Delden in Breslau

Die Einweihung der Technischen Hochschule
Begrüßung des Kaisers durch den Kultusminister Trott zu Solz

ist ganze Arbeit. Solcher Arbeit weihe ich hiermit dies neue Haus!" Eine Dankrede des Kultusministers, der der Sorge Friedrichs des Großen für Schlesien gedachte und an zwei wenig bekannte und doch für jeden Schlesier interessante Aussprüche des großen Königs erinnerte: „Die Werke sind nicht dazu da, um ewig Bomben zu gießen", — und: „Das Leinen- und Tuchgewerbe ist für Schlesien fast ebenso viel wert wie Peru für den König von Spanien" — und dankende Worte des Rektors der neuen Hochschule bildeten die Fortsetzung der Feier. Nachdem noch Graf Stosch den Glückwunsch der Provinz, Oberbürgermeister Dr. Bender den der Stadt Breslau, Professor Dr. Hillebrandt den der Universität ausgesprochen, gratulierten Professor Müller im Namen der technischen Hochschulen Deutschlands, Professor Dr. Foerster als Präses der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur und Geh. Kommerzienrat Niedt im Namen der Technischen Vereine. Im Anschluß an die Feier besichtigte der Kaiser die einzelnen Teile des Riesenbaues. Der Einladung seines Leibkürassierregiments nachkommend, fuhr der Kaiser hierauf nach der Kaserne des Regiments, wo er um 1 Uhr eintraf. Nach Beendigung des Frühstücks, bei dem nach altem Brauch auch das „Schlesische Himmelreich" auf der Speisenkarte prangte, verließ der Kaiser gegen 3³/₄ Uhr die Kaserne wieder und begab sich zum Hauptbahnhofe zurück, von wo ihn um 4 Uhr ein Sonderzug aus Wratislavias Mauern führte. Ein fünf Minuten langer Aufenthalt in Liegnitz ermöglichte es den Gliedern der dortigen Ritterakademie, den Herrscher zu begrüßen. Um 5 Uhr 17 Minuten erfolgte die Weiterreise nach Wildpark, wo der Kaiser 10¹/₂ Uhr abends eintraf. Im Landeshause in Breslau fand die Einweihungsfeier noch einen fröhlichen Abschluß durch ein Festmahl, das mehr als 400 Ehrengäste vereinte. M. M.

Aus der Sammelmappe

Die schlesische Kirmes in Amerika. Der „Verein der Schlesier" in New-York veranstaltete am 6. November unter der gewandten Leitung seines äußerst rührigen Präsidenten Ludwig seine zweite „Schlesische Kirmesfeier". Die großzügige Veranstaltung, die so recht ein Beweis für die Treue ist, mit der der Schlesier an seinen alten, schönen Sitten hängt, wurde in der New-Yorker Männerchorhalle, 203—207, Ost, 56. Avenue abgehalten, und gelang in großartigster Weise. Die Vereinsmitglieder hatten bei derselben ihre heimatlichen Trachten angelegt. Unter den vielen Genüssen des Abends begegnete namentlich eine echt schlesisch-gemütliche Verlosung allgemeinem Interesse. Einen Ehrenplatz unter den materiellen Darbietungen nahmen der schlesische Honig- und Pfefferkuchen ein. Möge die gelungene Veranstaltung die Liebe zur angestammten Heimat in den Herzen der Teilnehmer noch mehr angefacht haben.

Festkonzert zur Einweihung der Görlitzer Stadt- und Musikfesthalle

Am 27. Oktober d. Js. fand unter starker Beteiligung des Publikums, vieler Kunstfreunde und zahlreicher Ehrengäste die Einweihung der Görlitzer Stadthalle

statt. Es war ein großer Tag für unsere Stadt, als man die Lösung des schwierigen, opferheischenden Kunstproblems gekommen und mit einer großartig künstlerischen und durchschlagend erfolgreichen Veranstaltung glänzend gekrönt sah. Den Glanzpunkt der Festfeier bildete das Festkonzert, das gewissermaßen den Schlußstein der herrlich verwirklichten Gesamtidee darstellte. Echte Feierstimmung lag über dem prunkhaften Saale der neuen Kunststätte, dem zukünftigen Heime der Schlesischen Musikfeste. Bach und Beethoven zierten mit gewaltigen Werken das Programm. Eingangs ertönte das entzückend meisterliche Spiel des Domorganisten Irrgang-Berlin in Präludium und Tripelfuge in Es-dur von Bach. Bachs Kantate „Jauchzet Gott in allen Landen" in neuartiger Bearbeitung von Professor Dr. Max Seiffert-Berlin folgte. Eine ungemein erhebende Wirkung löste nachher Bachs „Magnifikat" aus, worin die hervorragendsten Chorvereine der Stadt einen trefflich geschulten, klangvollen Chor präsentierten. Die Solis waren besetzt mit Tilia Hill-Amsterdam (Sopran), Pauline de Haan-Maniferges aus Holland (Alt), Kirchhoff (Tenor) und Griswold (Baß), letztere von der Berliner Hofoper.

In überragender Schönheit ergänzte der Schlußakt des Konzerts, Beethovens „Neunte Sinfonie mit Schlußchor", worin das Philharmonische Orchester aus Berlin Wundervolles leistete.

Der musikalischen Leitung des Konzerts stand Generalmusikdirektor Dr. Muck-Berlin vor, dem für seine wahrhaft geniale Dirigententätigkeit begeisterte Ovationen zuteil wurden.

Dem anwesenden, langjährig verdienstvollen Protektor der Schlesischen Musikfeste, Sr. Exzellenz Graf von Hochberg, wurde das Ehrenbürgerrecht der Stadt Görlitz verliehen und seine Büste in der Halle aufgestellt. Unter den anwesenden Ehrengästen befand sich auch der kunstsinnige und musikliebende Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen nebst Gemahlin. K. S.

Varieté

Liebichs Etablissement in Breslau hat wohl selten ein so vortreffliches Programm aufzuweisen gehabt, wie in diesem Monat. Von Anfang bis zu Ende ist es interessant. Die Operette „Holland im Orient" wird nur von Damen gespielt, die ebenso trefflich tanzen wie singen, äußerst kleidsam angezogen sind als Holländerinnen und Odalisken, und auch die szenische Ausstattung der holländischen Landschaft und des Harems ist stimmungsvoll. Eine fast unglaubliche Geschicklichkeit entwickelt der Diabolospieler Brennan; sein Wunderkreisel scheint den Gesetzen der Schwerkraft zu spotten. Mit Wildheit und Geschrei stürmen die Brahim Ben Bujamaas, ein Dutzend Springer und Akrobaten, auf die Bühne, formieren sich in Blitzesschnelle zu verwegenen Pyramiden, die immer toller und verwickelter werden, bis zuletzt ein Mann sämtliche anderen, die kühn über ihm aufgebaut sind, trägt. Ein wildes Salto beschließt die urwüchsige, turbulante Szene. Ein Vorbild guter Dressur sind die Wunderelefanten der Miß Orford, die ihrer Herrin aufs Wort gehorchen. Eine elegante dicke Soubrette ist Adele Morav, und sie besitzt, was bei Soubretten nicht immer der Fall ist, eine schmiegsame schöne Stimme und einen anmutigen Vortrag. Der Schnellmaler Demokritos wirft mit Hilfe eines Projektionsapparates auf einer Glasplatte rasch entstehende Zeichnungen meist humoristischer Art vergrößert auf die verdunkelte Leinwand, wo sie sich plastisch abheben.

Persönliches

Der vor kurzem in Hermsdorf u. K. verstorbene Geh. Oberregierungsrat Otto **Polenz**, früherer Vortragender Rat im Kultusministerium, war von 1860 bis 1879 in der Justizverwaltung tätig, zunächst als Auskultator im Bezirk Breslau, dann als Kreisrichter in Sprottau und Bunzlau. Im Juli 1879 schied er aus dem Justizdienst aus und wurde Regierungsrat, Justitiar und Verwaltungsrat beim Provinzialschulkollegium in Koblenz. Zwei Jahre später kam er als Geh. Regierungsrat und Vortragender Rat in das Kultusministerium, in dem er bis zu seinem 1894 erfolgten Abschied ununterbrochen tätig war. Nebenamtlich war er in dieser Zeit Justitiar der Generaldirektion der königlichen Museen in Berlin, von 1888 ab Mitglied des Senats der Akademie der Künste. Ein schweres Leiden zwang ihn im April 1894, sich auf ein halbes Jahr beurlauben zu lassen; im Oktober desselben Jahres nahm er, da sein Zustand sich nicht besserte, seinen Abschied aus dem Staatsdienst.

Im Alter von 68 Jahren starb in Neurode der Stadtälteste, Ratsherr Ottomar **Hitschfeld**, der, nachdem er drei Jahre Stadtverordneter gewesen, seit 1884 dem dortigen Magistratskollegium angehört und als Dezernent des städtischen Armenwesens sich große Verdienste um Neurode erworben hat.

Der frühere Präsident der Eisenbahndirektion Breslau, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat **Hermann**, ist im Alter von 69 Jahren gestorben. Im August 1909 erfolgte sein Uebertritt in den Ruhestand. Ernst Hermann, der am 23. Februar 1842 in Heiligenstadt geboren wurde, begann seine Laufbahn im Verkehrswesen, indem er als Regierungsassessor 1872 in die Verwaltung der Magdeburg-Halberstädter Bahn eintrat, bei der er 1880 in den Staatsdienst übernommen wurde. 1883 kam er von Magdeburg als Mitglied der Eisenbahndirektion nach Breslau, wo er 1886 die Leitung des Betriebsamts Brieg-Lissa übernahm. Bei der Reorganisation der Eisenbahnverwaltung wurde er 1895 zum Oberregierungsrat ernannt und als Vertreter des Präsidenten an die Eisenbahndirektion Halle berufen. Seit Mitte Februar 1899 stand er an der Spitze der Eisenbahndirektion Breslau und erwarb sich hier ein beträchtliches Verdienst um die Entwickelung unseres heimischen Verkehrswesens.

Kleine Chronik

November

20. Die Nebenbahn Großgraben-Ostrowo wird feierlich eröffnet, nachdem bereits am 17. die landespolizeiliche Abnahme erfolgt ist.

20. In Frankenstein findet die sehr gut besuchte Gauversammlung der Tierschutzvereine Camenz, Frankenstein, Münsterberg und Strehlen statt.

21. Zwölf Lastautomobile der Militärverwaltung, die sich auf einer Winterprüfungsfahrt befinden, schneien im Schmiedeberger Passe oberhalb der Schillerbaude völlig ein.

24. Auf dem Hauptbahnhofe in Striegau findet früh 6 Uhr ein Zusammenstoß zwischen dem Bolkenhainer Morgenzuge und einer Rangierlokomotive statt.

Die Toten

November

18. Herr Rittergutsbesitzer Louis Stein, Kochern, Kreis Ohlau.

19. Herr Dr. Ernst Hoffmann, Gellendorf.
Herr Rentier Felix Prager, Breslau.

20. Exzellenz Frau General von Lewinski, Oberschreiberhau.

21. Herr Rentier Rudolf Schroeder, 79 J., Breslau.

22. Herr Rentier Theobald Nierle, 51 J., Patschkau.
Frau Hildegard von Lindeiner, gen. von Wildau, geb. von Dresky, Warmbrunn.

23. Herr Otto von Salisch, Militsch.
Herr Kgl. Spezial-Kommiss. - Landmesser Julius Kossyk, 41 J., Oppeln.

25. Herr Hauptmann Georg von Randow, 41 J., Schweidnitz.



L. Harthausen

Novelle von M. Wolff-Vandersloot (1. Fortsetzung)

„Sehen Sie, Gnädigste“, hob er an, „wer nicht gerade für Backfische und reifere Jugend schreiben will, der muß vor allem Menschen- und Lebenskenntnis erwerben. Und das kann er nur durch Anschauung und Erfahrung. Er muß alle Höhen und Niederungen des Lebens mit scharfem Auge prüfen, und kein menschliches Gefühl, weder das reinste und beste, noch das schlechteste darf in seiner Brust undurchlitten bleiben; er muß sich in die Verbrecherseele mit ebenso warmer Teilnahme versenken, wie in die ideale Heldennatur — nun sagen Sie selbst, sind das Gebiete für die — Frau?“

Er konnte aus ihrem jetzt ganz unbewegten Gesicht weder Beifall noch Widerspruch lesen. Aber sie sprach nach einer Weile:

„Ich wage kein Urteil! Bitte, fahren Sie fort! Ihre Ideen sind sehr belehrend.“

Ein mißtrauischer Blick ging wieder über sie, aber ihre treuherzig-harmlose Miene beruhigte Hunold. Er redete gern, und so bat sie nicht umsonst. Er fuhr fort:

„Die heutigen schreibenden Frauen entziehen sich ja diesen Forderungen nicht. Sie schrecken auch vor keiner Schilderung zurück; sie scheinen auch alles zu wissen, alles zu kennen und — halten Sie mich nur für einen unmodernen Philister — das eben liebe ich nicht! — Ahnungslos muß die Frau sein und vor allem das Mädchen! Wie ein zarter Schmelz muß die Unberührtheit von allem Häßlichen, Rohen, Schmutzigen über ihrem Wesen liegen. Instinktiv muß sie die Augen verschließen vor den dunklen Wegen, die der Mann unbeschadet gehen darf, und von denen er dann so gern zu ihrer lichten, reinen Höhe wieder emporsteigt! Sehen Sie, das ist das Ideal der Frau, das jeder echte Mann in seiner tiefsten Seele trägt.“

Sie schien über seine Worte nachzudenken; wenigstens antwortete sie erst nach einer Weile langsam:

„Sie glauben an dieses Ideal? Ich hätte so viel Gläubigkeit gar nicht vermutet, besonders nicht bei denen, die viel mit Frauen verkehrt haben! Und das denke ich von Ihnen!“

„Ja?“ sagte er erfreut; denn er wußte, daß der Mann im Verkehr mit Frauen den Ton erwirbt, der Frauen gefällt, und nahm es als Anerkennung, daß die Nixe die Schule bemerkte, die er im Laufe der Jahre durchlief. „Aber mir scheint, Sie sind nicht einverstanden mit meinem Ideal?“

„O, ich wünsche Ihnen, es zu finden,“ sagte sie rasch und fuhr dann eilig fort: „Es würde mich interessieren, Ihr Blatt kennen zu lernen. Ohne Zweifel ist es ein Wegweiser für Frauentugenden?“

Ein mutwilliger Blick der tiefdunklen Augen warf ihm eine neckende Herausforderung hin.

Er lachte.

„O nein! Mein Blatt ist im Gegenteil eigentlich keine Damenlektüre!“

„So?“ sagte sie. „Beschäftigen Sie sich nur mit Politik?“

„Nein, wir drucken auch Skizzen und Novellen ab, und für Herren sind die sicher auch recht amüsant.“

„. . . . Aber nicht für uns — ei — ei —,“ ergänzte die Nixe. Sie lachten beide.

„Ja,“ erklärte der Redakteur, „ist es denn nicht Tatsache, daß wir über manches lachen können, was für Frauenohren verletzend sein würde? Uebrigens fällt mir eben einer meiner Mitarbeiter ein. Dessen Ansichten sind nämlich das wahre Gegenstück der idealen Schilderung, die ich Ihnen von der Frau entwarf. Sie schienen zwar nicht mit mir übereinzustimmen, aber wenn Sie die Beiträge dieses Herrn lesen würden, — nun, ich denke mir, der medisante Ton, mit dem er das schöne Geschlecht abtut, die Schliche und Kniffe, die er ihm unterschiebt, die würden Sie nicht zu seiner Freundin machen.“

„So?“ sagte die Nixe wieder. „Wer ist denn dieser liebenswürdige Mensch?“

„Ein Herr Harthausen.“

„Netter Name,“ sagte sie nach einer Pause. Dann zog sie ihre Uhr.

„Die Essensstunde naht,“ konstatierte sie befriedigt. „Ich spüre es auch an meinem Hunger!“

Sie wandte sich, um nach dem Kurhaus zurückzukehren. Hunold blieb an ihrer Seite.

„Da wir gewissermaßen Hausgenossen sind, erlaube ich mir den Vorschlag, uns zusammen ein Tischchen auf der Terrasse decken zu lassen.“

Sie nickte zustimmend:

„Wir sprechen dann weiter über das unerschöpfliche Thema: Frau!“

Er betrachtete sie wieder mit leisem Mißtrauen. Ein rätselhafter Unterton, der durch

ihre freundliche Stimme ging, störte es auf und verwischte für einen Augenblick das Behagen an der unerwarteten Bekanntschaft. Aber seine musternden Blicke mußten von neuem gestehen: sie war hübsch, sehr hübsch sogar. Und das war ein Vorzug, der den in der Theorie so streng richtenden und fordernden Hunold Warnow in der Praxis stets milder stimmte.

Wie auf Verabredung trafen Hunold Warnow und Karla Rosen des Nachmittags wieder auf der Hotelterrasse zusammen. Sie grüßten sich wie alte Bekannte und gaben sich keine Rechenschaft, wie es käme, daß sie, die noch heut Morgen zwei wildfremde Menschen gewesen waren, in der selbstverständlichen Vertrautheit bewährter Freunde miteinander verkehrten.

„Ausgeruht von den Strapazen heut früh?“ fragte der Redakteur scherzend.

„Von dem Faulenzerleben, sollten Sie lieber sagen,“ erwiderte Karla lachend. „Nun, nachher geht es wieder ins Joch.“

Er sah sie interessiert an. Wie mochte das Joch beschaffen sein, unter das ihre stolze, junge Kraft vom Leben gebeugt wurde? Sie sah nicht aus, wie geeignet für schwere, niedrige Arbeit. Hunold fühlte den Drang in sich aufsteigen, sie mit zarter Sorgfalt zu umgeben und alles Unweiche aus ihrem Wege zu räumen.

Sie sahen auf den Strand hinab. Er war nicht mehr leer wie am Morgen. Scharen von Kindern wühlten und gruben im Sande und ließen jubelnd die nackten, gebräunten Füßchen von den Wellen benetzen, die jetzt, wieder zahm geworden, ganz sanft zum Ufer schaukelten. Nur widerwillig hörten die kleinen Ohren die Rufe der Eltern, die sie mahnten, ihr Aeußeres mit den Forderungen der Kultur in Einklang zu bringen, da nun bald der Danziger Dampfer anlegen und sie dem Hela-Paradies entführen würde.

„Kommen Sie,“ sagte Karla Rosen, „wir wollen an den Steg gehen und die Abfahrenden beobachten; das ist sehr amüsant.“

Hunold war gern bereit.

Sie gingen zur Brücke, lehnten sich an das Geländer und sahen die leichten Wölkchen am fernsten Horizont aufsteigen, die den Dampfer verkündeten, der erst als winziger Punkt auftauchend, sich mehr und mehr vergrößerte.

Die Ausflügler begannen sich aus allen Winkeln der Landspitze zu sammeln und dem Seesteg zuzustreben. Behaglich aussehende Väter kamen an den beiden vorüber, befriedigt ihre Sprößlinge überschauend, vom ältesten, schon den jungen Mann spielenden Sohne bis auf das behende, jüngste Mädel, das sich noch ganz jungenhaft gebärdete. Ihnen folgten stattliche Mütter in der ruhigen Kraft der vollen Reife, mit zärtlichem Stolz auf die blühende Schar blickend, und auf allen Gesichtern lag die frische Röte, die Seeluft und sorglose Stunden in reiner Natur gemalt hatten. Jetzt ward Hunolds Blick von den Bildern gemütlich soliden Familienglücks zu einem jungen Paare gezogen, das langsam Arm in Arm den Weg zur Brücke heraufkam.

Ein verstehendes Lächeln glitt über seine Züge. Unschwer erkannte er durch den leichten Bummelanzug des jungen Mannes die an stramme Uniform gewöhnten Glieder, und in der Begleiterin des „Offiziers in Zivil,“ die sich weich an ihn schmiegte, keine „Dame der Gesellschaft.“ Sonderbar: in der Kleidung des Mädchens war nichts Auffallendes, eine helle Bluse, ein schlichter Rock, auf dem Haar ein einfacher Strohhut — und doch unverkennbar Freiwild, das, losgelöst von den hemmenden Schranken, die genommene Freiheit nun auch aus tiefsten Grunde genießen will, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft. In leichtfertiger Sorglosigkeit trugen die beiden ihre Augenblicks-Verliebtheit zur Schau.

Der Redakteur sah auf Karla Rosen. Er liebte es nicht, wenn die strenger Sitte unterstellten Familientöchter mit Außenseitern in Berührung kamen, vielleicht begriffen — wie er. . . Er bemerkte mit Mißbehagen, daß die Augen seiner Gefährtin aufmerksam das Pärchen beobachteten.

„Jedenfalls ein zärtliches Geschwisterpaar, das sich mal von der Alltags-Frone erholen will,“ sagte er zur Erklärung und prüfte dabei durch die Kneifergläser scharf die Miene des blassen jungen Gesichtes neben ihm. „Ich denke, er ist ein armer Kontorsklave und sie ein vielgeplagtes Kinderfräulein.“

Karla wandte sich ihm ruhig zu, begegnete seinen forschenden Augen mit einem kühlen Blick und erwiderte: „Ja? Glauben Sie?“

Dann richtete sie sich von dem Geländer auf und sagte lebhafter: „Ich habe genug beobachtet, ich möchte noch ein bißchen spazierengehen. Kommen Sie mit?“

„Aber selbstverständlich,“ versicherte Hunold.

Sie schritten quer über die Nehrung. Eine baumbestandene Wiese legte ihren grünen Samt zu ihren Füßen, und die Baumwipfel schoben ihre Zweige schattend vor die Sonne. Der Blick ins Grüne tat den vom harten Weiß des grellbeschienenen Strandsandes geblendeten Augen wohl.

„Kann man auf Hela nicht jeden Naturgenuß haben?“ fragte Karla. „Friedliche Land-Idylle und sturmbewegtes Meer, ganz nach Belieben!“

Nun kamen sie durch graugrünen Kiefernwuchs, auf dessen braunen Grund die Heide ihre rötlich-blauen Wellen goß, dann stiegen sie eine Höhe hinan und sahen die wieder flach gewordene See ihren weiten, blauen Bogen um den schmalen Streifen Land legen, der seine Kiefern und seinen Sand so verwegen in die Fluten hineintrug. Die Sonne begann sich langsam in eine strahlenlose Feuerkugel zu wandeln, die rotglühend dem blauen Wellenbett zustrebte.

Die beiden setzten sich auf eine Bank, sahen in die Weite und sprachen von der Enge des Lebens, in der Karlas Tage vorwärtsschritten.

Ein ganz einfaches, zahmes, nicht immer sonnenhelles Schicksal tat sich vor Hunold auf. Sie und ihr bedeutend älterer Bruder waren als Bürgermeisterkinder in einer kleinen schlesischen Stadt aufgewachsen, zuerst in übermütiger, sorgloser Kindheit, die dann jäh von einem Tag zum andern in harte Jahre ging.

„Ja,“ sagte sie mit schwerer Stimme, wie noch belastet von dem Druck trüber Erinnerungen, „es war bitter, daß unsere Eltern so vor der Zeit starben. Meinen armen Bruder traf es am schwersten. Er war damals 18 Jahre, er konnte nun nicht studieren, wie er gern wollte, sondern mußte an schnellen Erwerb denken. Für sich und mich.“

Hunold Warnow kannte den Kampf mit dem Leben. Er hatte selbst schwer ringen müssen, bevor sein Schicksalsweg ein glatter, bequemer Pfad wurde, es griff ihm ans Herz, daß die junge, weiße Gestalt neben ihm nicht immer durch sonnenhelles Land gegangen war.

„Standen Sie beide ganz allein?“ fragte er in warmer Teilnahme Sie nickte

„Bis auf ein paar entfernte Verwandte, ja. Bei denen wurde ich untergebracht, bis ich zu meinem Bruder konnte. Es waren keine rosigen Jahre.“

Kann ich mir denken, du armes Mädel, dachte Hunold in tiefem Mitleid und legte seine Hand einen Augenblick auf ihre feingliedrige, weiße. Sie sah erstaunt auf, ein feines Rot ging über ihr Gesicht. Aber die stahlgrauen Augen waren so ernst und gut auf sie gerichtet, daß sie mit einem freundlichen Blick für sein Teilnehmen dankte.

Dann schüttelte sie den durch die Erinnerungen heraufbeschworenen Ernst ab wie eine unwillkommne Last.

„Ach was,“ sagte sie in freierem Ton und tat einen tiefen Atemzug, als trinke sie neues Leben, „das ist ja nun alles vorbei und vergessen. Nun sind wir ja durch! Mein Bruder wurde also Kaufmann und hat jetzt eine nette Stellung als Rentmeister in einer großen Ziegelei-Fabrik.“

„Wir wohnen reizend,“ erzählte sie, immer vergnügter werdend. „Die Ziegelei gehörte ursprünglich zu einem Rittergut. Aber der letzte Besitzer verkrachte, und eine Aktiengesellschaft kaufte alles an. Nun bekam die Ziegelei eine Riesen-Ausdehnung, das Gut wird von einem Inspektor verwaltet, und das alte Schloß ist zu Beamten-Wohnungen eingerichtet worden. Es liegt am Ausgang eines großen Bauerndorfes. Kennen Sie die schlesischen Dörfer?“ Er verneinte.

„O dann kennen Sie ein schönes Fleckchen Erde nicht,“ rief sie begeistert. „Denken Sie sich einen langen, regellosen Streifen weißer Häuser mit roten Dächern, ganz vergraben im Schatten alter und junger Bäume, und Blumenbeete vor den Türen und Blumen vor den Fenstern, daß alles rot und gelb und blau leuchtet — und einen kleinen, plätschernden Bach, der im Zickzack seinen Weg läuft, und an dessen Rand rissige Weidenstämme mit heller Laubkugel stehen — und nun stellen Sie sich das alles vor eingebettet in feuchtgrüne Wiesen und weite Flächen wogender Getreidefelder, hinter denen wieder das dunkle Grün grenzenden Buschwerks auftaucht — da haben Sie Ruhbrück im Sommerglanz.“

„Sie werden es zu verantworten haben, wenn ich demnächst Ihre Heimat aufsuche, damit ich alle ihre Schönheiten kennen lerne,“ sagte der Redakteur lächelnd mit schmeichelnder Betonung. Ein leiser Klang, weich und zart wie eine Liebkosung, ging durch seine Stimme und suchte ihr Ohr. Sie verriet den Eindruck seiner Worte nicht.

„Ruhbrück würde Ihnen gefallen,“ entgegnete sie einfach. „Es ist ein wahres Linden-Versteck. Das ehemalige Gutshaus sieht mit der Vorderfront auf den Wirtschaftshof, aber die Rückseite steht in dem alten Park. Er ist jetzt stark verwildert, und das gefällt mir besonders, das Verwachsene, Ungepflegte; mit der Zeit wird ein Urwald daraus. Da gehe ich nach des Tages Last und Hitze spazieren und sinne nur . . . .“ sie stockte einen Augenblick.

„Nun, was sinnen Sie?“ fragte Hunold neugierig.

„Den Küchenzettel für den nächsten Tag aus,“ vollendete sie lachend. Dann stand sie rasch auf. „Und das erinnert mich, daß es Zeit wird, an das Abendessen zu denken,“ fuhr sie fort. „Es ist geradezu verblüffend, was für einen Appetit die Seeluft macht.“

Mit dieser prosaischen Bemerkung schlug sie eilig den Weg nach dem Kurhaus ein.

Als Hunold Warnow sich nach diesem Tage zur Ruhe begab, sagte er sich: wenn du jetzt als ein Weiser handeln willst, so packst du noch heute Abend deine Koffer und suchst morgen früh, bevor du die Nixe wiedergesehen hast, das Weite."

Aber er wußte ganz genau, daß morgen kein Weiser Hela verlassen, sondern ein sehr vergnügter Tor die Inselwege durchstreifen würde.

— — — — — — — — — — — — — —

„Also Sie glauben wirklich," setzte Karla die lebhafte Erörterung fort, als sie und Hunold am andern Morgen nach einem weiten Spaziergang im Sande des Außenstrandes lagen und auf die hohe See hinaussahen, „daß Sie die Frauen durch und durch kennen?"

„Aber gewiß, mein gnädiges Fräulein," entgegnete Hunold ein wenig gekränkten Tones. „Sie scheinen mir wenig Menschenkenntnis zuzutrauen!"

„Durchaus nicht," beruhigte sie ihn und lächelte ihn freundlich an. „Nur — Frauen sind vor Männeraugen so — nun so wie die See da vor uns. Scheinbar heiter und klar, durchsichtig, und doch ist das oft nur die Hülle für — Abgründe!"

Er wurde unruhig. Sie sprach so weise und sah dabei so harmlos aus. Auf welche Erfahrungen gründete sie ihre Ansichten? Er fragte sie darum.

„Ach, das lehrt uns ein gewisser Instinkt," lachte sie, „dazu braucht man nicht viel Erfahrung."

Er sann eine Weile in Unbehagen nach. Dann forschte er rasch: „Und Sie? Verbergen Sie auch einen — Abgrund?" Er fühlte das brennende Verlangen, in die Seelen-Geheimnisse der Nixe einzudringen. Sie begegnete seinem suchenden Blick frei und offen. Aber um ihren roten Mund zuckte der Schelm.

„Nun — was meinen Sie?" sprach sie in lachender Gegenfrage und sah in ihrem unbefangenen Uebermut so reizvoll aus, daß Hunold sich vollständig gefangen und ihrer durchsichtigen Klarheit sicher fühlte. Und er sagte rasch und warm: „Nein, mein gnädiges Fräulein, ich habe die festeste Ueberzeugung, daß Sie vor keinem Auge etwas verbergen wollen, noch zu verbergen haben." Wieder ging der weiche, liebkosende Klang durch seine Worte und suchte ihr Ohr. Sie senkte die Lider über die dunklen Augen. . . . „Nein," sagte Hunold noch einmal zu sich selbst, „ihr Lebensgang ist musterhaft. Dieser jungfrische, rote Mund duldete noch keinen heißen Liebeskuß, diese dunklen Augen lagen niemals in selbstvergessener Leidenschaft in denen eines andern." Er dachte nicht weiter darüber nach, warum er sich gerade nur Liebesabenteuer unter den Frauen-Geheimnissen vorstellte — was sollte eine Frau sonst erleben, das Geheimhalten erforderte? — er gab sich auch nicht Rechenschaft darüber, warum sein Zutrauen zu der Nixe ihm eine so tiefe Freude gab. Und er ließ auch undurchdacht, ob er berechtigt war, als ein tödliches, an ihm begangenes Unrecht zu empfinden, wenn sie bereits über den Preis verfügt hätte, auf den er mit seinem beginnenden Werben vorgreifend die Herrenhand legte.

Sie hatte auf die See hinausgesehen, die klarblau zu klarblauem Himmel stieg. Er wandte keinen Blick von der reinen, festen Linie ihres Gesichtes. Ein tiefes Schweigen lag zwischen ihnen und begann seine verräterische heiße Sprache zu reden.

Die Nixe brach es. Ihre scherzende Stimme scheuchte den Sinnenzauber, der seine Arme um ihn legte.

„Ich danke Ihnen für Ihr ehrendes Vertrauen," sagte sie lachend. „Ich bin tiefgerührt!" Sie nahm eine feierliche Miene an. „Ich habe mir sogar eine Belohnung für Ihre gute Meinung ausgedacht. Jetzt eben! Ich verspreche Ihnen, sollten Sie doch einmal irren, sollten Sie einmal sich völlig in einer Frau täuschen, und — der Zufall treibt ja ein seltsames Spiel — sollte ich das erfahren — dann werde ich Sie warnen!"

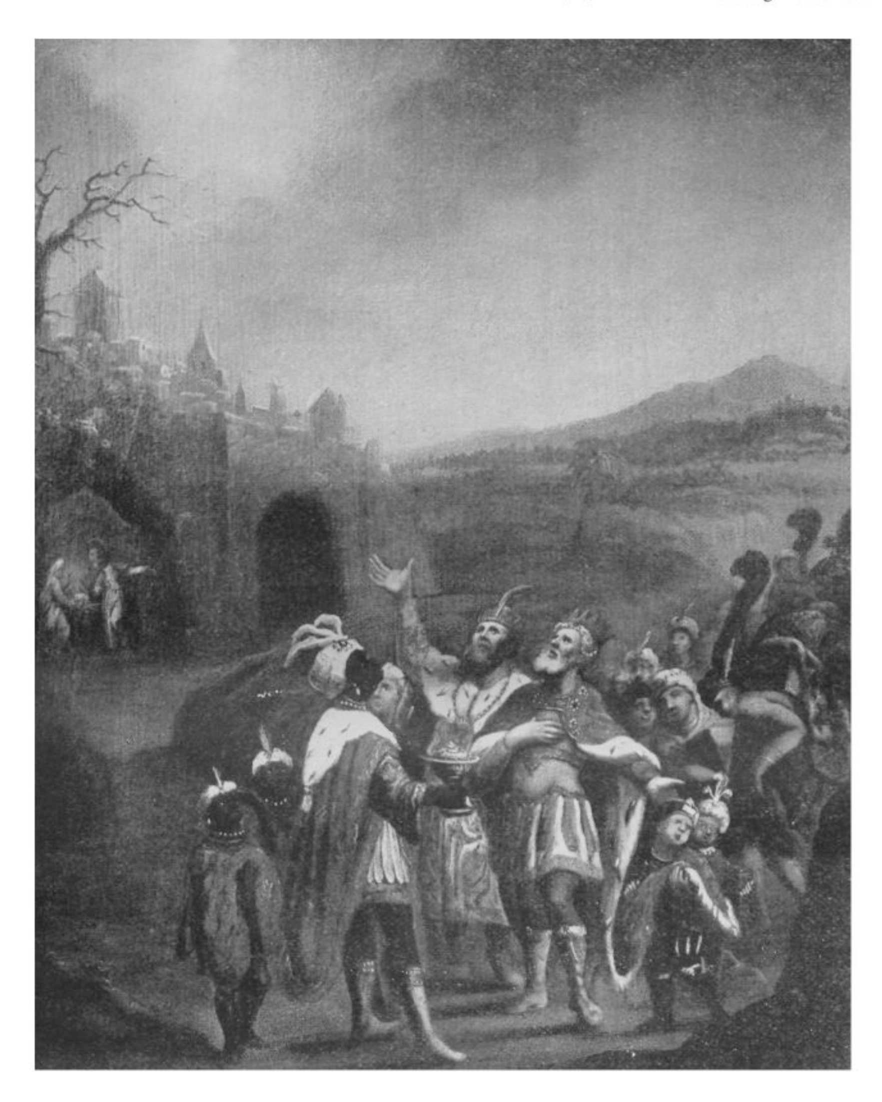
Er lachte hellauf über das naive Versprechen! Was, er, der das Studium der Frau so viele lange Jahre so gründlich betrieb, er, der feine Beobachter modernen Lebens im Großstadt-Treiben, er sollte sich von einem weltfernen, lebensfremden Mädchen aufklären lassen? Sie mußte sehr unschuldig sein, um ihn für einen solchen Gimpel zu halten!

Im Vollgefühl männlicher Ueberlegenheit bot er der Nixe, die still sein Lachen über sich ergehen ließ, seine muskulöse, feste Hand. Mit kraftvollem Druck umschloß sie die feinen weißen Finger, die sich zur Besiegelung des spaßhaften Vertrages hineinlegten.

— — — — — — — — — — — — — —

Hunold Warnow saß mit verdrießlicher Miene auf der Terrasse des Kurhauses. Er mußte eine der aufreibendsten Peinen des an quälerischen Erfindungen reichen Lebens dulden — er mußte warten! Auf die Nixe, die den ganzen Morgen unsichtbar geblieben war. Was sie nur auf ihrem Zimmer treiben mochte?

(Fortsetzung folgt)



phot. Ed. van Delden in Breslau

Die heiligen drei Könige
Gemälde von Johann Melchior Brandeis
(Breslauer Privatbesitz)



Weihnachtsgruß aus dem Reiche der Kunst

Von Professor Dr. Karl Masner in Breslau

(Zu den Beilagen Nr. 11 und 12)

Zwei alte schlesische Kunstwerke entbieten uns traulichen Weihnachtsgruß.

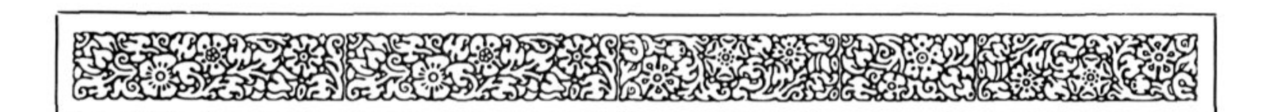
Das erste ist eine kleine Krippe, die unser Breslauer Kunstgewerbemuseum vor kurzer Zeit für die Abteilung schlesischer Volksaltertümer erworben hat. Sie stammt nach der durchaus glaubwürdigen Angabe der früheren Besitzerin aus Schömberg, Kreis Landeshut, und ist in unseren Sammlungen der erste Beweis dafür, daß die Krippenkunst, die in Italien und den deutschen Alpenländern ausgedehnte, künstlerisch hervorragende Werke geschaffen hat, bis hinauf nach Schlesien gedrungen ist. Unsere Krippe war nicht für eine Kirche bestimmt, sondern für das Haus. Leuchtenden Auges umstand sie in den Weihnachtstagen jung und alt. Dann wurde sie mit allen Kirchen, Häusern, Figuren und Tieren für das übrige Jahr sorgfältig weggepackt. So hat sie sich aus der Mitte des 18. Jahrhundert bis auf unsere Zeit prachtvoll frisch, unbeschädigt und vollständig erhalten. Sie war in ihrer Heimat wohl nicht das einzige Werk ihrer Art; denn alle ihre Bestandteile zeigen die Hand eines Berufskünstlers, eines Krippenspezialisten, der vielleicht die ganze Gegend mit seinen Arbeiten versorgte. Das Riesengebirge war ja von altersher ein Boden für die Holz-Kleinplastik. Bekannt sind die feingeschnitzten Tierfigürchen der beiden Kahl, von denen das Riesengebirgsmuseum in Hirschberg eine größere Anzahl besitzt. An sie erinnern die mit liebevoller Naturbeobachtung ausgeführten Tiere, die den Berg zur Rechten unserer Krippe bevölkern, die Herde der Hirten, Schafe und Ziegen, und oben Hirsch und Rehe. Die ganze Krippe ist hübsch bemalt, die Figuren der Hirten in stumpfen Farben, die des heiligen Paares und der heiligen drei Könige mit ihrem Gefolge über einen weißen Grund mit leuchtenden glänzenden Lasurtönen. Damit werden sinnfällig der Heiligenrang von Maria und Joseph, sowie Pracht und Reichtum derer betont, die aus märchenhafter Fremde zur Huldigung vor dem in Armut geborenen Gottessohne herbeikamen.

Bei einer richtigen Krippe mußte es ja recht viel zum Bestaunen und zum Bewundern geben. Darin ist die Krippenkunst des 17. und 18. Jahrhunderts ein Kind der italienischen Frührenaissance-Malerei. Sie spann in ihren großen Werken — es sei an die herrliche Krippensammlung des bayrischen Nationalmuseums zu München erinnert — die Darstellung der Geburt Christi zu Kompositionen von vielen hundert Figuren aus, indem sie als Gegensatz und Gegengewicht zu den

exotischen Gästen aus dem Morgenlande als Zeugen des Ereignisses nicht nur die armen Hirten, sondern auch Typen der ganzen Bevölkerung der Heimat einführte, mochte das nun die Gegend am Vesuv oder ein deutsches Alpendorf sein. So wird im Geiste der Krippenkunst die Weihenacht zu einem allgemeinen Volksfeste. Unsere schlesische Krippe, die sich auf den kleinen Raum von 85 Zentimeter Länge und 32 Zentimeter Tiefe zusammendrängt, mußte freilich das ausführende Beiwerk weglassen und die ganzen Geschehnisse der Christnacht knapp zusammenfassen. Denn es durfte kein wesentlicher Zug aus dem festen Gefüge fehlen, in das die Kunst die Berichte der heiligen Schrift und legendenhafte Zusätze gebracht hatte. Da ist der verfallene Stall mit Maria, Joseph und dem Kinde, mit Ochs und Esel; da ist Bethlehem als schlesisch-böhmische Bergstadt mit Kirchen der Barockzeit; da sind die römischen Wächter bei dem Tore, aus dem die mitleidige Magd hervortritt, um dem heiligen Paare Speise zu bringen; da sind die Hirten mit ihrer Herde und allerlei Getier des Waldes, die heiligen drei Könige mit ihrem Gefolge, der Engel mit dem Schriftbande und der Stern. Es ist die Vollständigkeit des Stoffes, die dem Volke seine Weihnachtskrippen lieb machte.

Aus derselben Zeit wie die Schömberger Krippe und doch ganz anderen Geistes als diese, ist das im Breslauer Privatbesitze befindliche kleine Oelbild, das nach einer Inschrift auf der Rückseite der Holztafel J. M. Brandeis im Jahre 1756 zu Breslau gemalt hat. Sein Vorwurf gewinnt dem von der Kunst in langer Entwicklung durchgebildeten Thema von der Erscheinung der hl. drei Könige merkwürdig neue Seiten ab. Nicht der feierliche Moment ist gewählt, wo sie bereits bis vor das Christuskind gelangt sind, sondern ein früherer. Durch die dunkle Nacht hat sich der Zug bewegt. Da zerreißt eine mächtige Wolke am Himmel, und rein und groß strahlt von ihm der Stern, der der Karawane treuer Führer auf ihrer weiten Reise war. Er beleuchtet die Gegend von Bethlehem, edelgeformte Berge und die Felsenstadt selbst. Der Zug stockt: Erstaunt, unsicher und doch in ihren sehnsüchtigen Hoffnungen gestärkt, blicken seine Teilnehmer zu dem Stern empor. Im nächsten Augenblicke werden sie den Lichtstrahl sehen, der auf Maria, Joseph und das Christuskind fällt, und sie werden zu der Gruppe hinschreiten, preisend die wundersame Führung, die sie beim Kreuzwege nicht am Ziele vorüberirren ließ. Nach der ruhigen Epik, mit der frühere Zeiten das Erscheinen der heiligen drei Könige als einen Festzug voll weltlichen Gepränges darstellten, schildert das Bild von Brandeis das Wunderbare des Ereignisses mit dramatischer Spannung, und mehr als frühere Zeiten läßt es an ihm die Natur teilnehmen, eine träumerisch weiche Nacht, und an Stelle der vordem vom Künstler in seine Heimat versetzten Landschaft eine fremdartige, aber glaubwürdigere. Sie ähnelt auffallend der des wirklichen Bethlehem, so daß man glauben möchte, der Maler habe Bilder oder Kupferstiche aus dem heiligen Lande vor Augen gehabt. Trotz des barocken Theaterkostüms der hl. drei Könige liegt in dem Bilde schon die moderne Stimmung der Christnacht, der stillen, heiligen, einsamen Nacht, jene mystische Stimmung, die dem lauten Jubeltone früherer Auffassungen gänzlich fern liegt.

Das Bild mit den hl. drei Königen ist das erste, das wir von Johann Melchior Brandeis kennen gelernt haben. Vorher wußte man von der Existenz dieses Breslauer Malers nur aus dürftigen literarischen Quellen. 1766 und 1768 wird er als Aeltester der Breslauer Maler-Innung erwähnt. „Man hat verschiedene gute Gemälde von ihm; besonders kopierte er glücklich nach Brandel, einem Maler zu Kuttenberg, und auch die Landschaften nach Bendler, in dessen Geist er sich sehr gut einzuarbeiten wußte." Nicht lange nach dem Bilde der heiligen drei Könige tauchten im Breslauer Antiquitätenhandel noch zwei bezeichnete, offenbar als Gegenstücke gemalte Bilder von Brandeis mit der Austreibung aus dem Tempel und der Heilung des Besessenen auf, die aber künstlerisch ziemlich minderwertig waren. Der jetzige Stand unserer Kenntnisse gestattet noch nicht ein Urteil über die Bedeutung dieses Breslauer Künstlers. Wertvoll wäre schon die Feststellung, ob die so interessante eigenartige Auffassung des Vorganges auf dem heiligen drei König-Bilde sich anderswo findet. Ist dieses Werk eine Originalarbeit von Brandeis, dann dürfen wir uns wirklich freuen, daß er für uns nicht bloß ein Name geblieben ist.



Die Bedeutung der Technischen Hochschule in Breslau

Von Professor Simmersbach in Breslau*)

Am 29. November fand in Anwesenheit des Kaisers die Einweihung der neuen Technischen Hochschule in Breslau statt, der fünften ihrer Art in Preußen und der elften im Deutschen Reiche. Damit geht ein Wunsch in Erfüllung, der schon vor mehr als vier Jahrzehnten seitens des Schlesischen Gewerbetages der Staatsregierung gegenüber laut geworden und der für Schlesiens Land und Leute weittragende Bedeutung besitzt.

Die Breslauer Technische Hochschule hat mit denen in Berlin und München gemeinsam den Vorzug, ihren Studierenden neben dem Fachstudium gleichzeitig Gelegenheit zu geben, in allerweitestem Maße an der Universität in allgemeinen Bildungsfächern sich fortzuentwickeln und außer voller technischer Bildung vielseitige allgemeine und wirtschaftliche Kenntnisse sich anzueignen und vor allem die Bildung des Herzens nicht zu vernachlässigen, die bei den heutigen sozialen und Arbeiter-Verhältnissen für den Ingenieur notwendiger ist, denn je. Ohne besondere Immatrikulation kann der Hochschulstudent in Breslau an der Universität je nach Neigung und Veranlagung seinen allgemeinen Wissensdrang stillen und Literatur, Kunstgeschichte, Aesthetik, Sprachen, Rechts-, Staats- und Verwaltungswissenschaften usw. studieren, sowie auch den seinem technischen Fachgebiet entsprechenden theoretischen Spezialvorlesungen folgen, unterstützt von einer reichhaltigen Bibliothek, die ihn in alle Gebiete irdischen und menschlichen Wissens einführt.

Des weiteren vermag die Technische Hochschule ein so vielseitig industrielles Hinterland ihr eigen zu nennen, daß sie darin sogar von der Aachener Technischen Hochschule nicht übertroffen wird. In 1—2 Stunden fährt die Lokomotive nach Niederschlesien mit seinen Fabriken für feuerfeste Steine, Steinkohlengruben, Kokereien, seinen Glashütten, Maschinenfabriken und Eisengießereien, und nach zwei- bis dreistündiger Eisenbahnfahrt liegt Oberschlesien vor uns, das mit seinen gewaltigen Kohlenschätzen und seinem Erzvorkommen, mit seinen Koksöfen und Nebenproduktengewinnungsanlagen, seinen Hochöfen und Stahlwerken, seinen vielartigen Walzwerksanlagen, sowie mit seinen großen Erzaufbereitungsanlagen, den Metallhütten und chemischen Fabriken, den großen Maschinenfabriken und elektrischen Anlagen und endlich mit seiner Industrie feuerfester Steine und Zemente zum Studium des Hüttenwesens und der technischen Chemie, sowie des Maschinenbaues und der Elektrotechnik in hohem Maße geradezu lockt und reizt.

Nicht minder findet auch bei einem Ausbau der Technischen Hochschule und bei Gründung der Abteilungen für Architektur und Bauingenieurwesen der junge Architekt und Hochbaustudierende allerreichstes Anschauungsmaterial, sowohl in den lehrreichen Bauten der Hochschulgebäude, der Universitätskliniken, der Museen und sonstigen öffentlichen Bauten Breslaus und in den neuen Schlössern der schlesischen Magnaten, als auch in den stattlichen Kirchen aus dem Mittelalter und der Barockzeit und in den malerischen Straßen Alt-Breslaus und so mancher anderen naheliegenden Provinzialstadt. Reiche Anregung geben ferner dem Tiefbaustudierenden die Oderregulierung mit ihren Schleusen- und Hafenanlagen, die Kanalisationsanlagen mit den Rieselfeldern und die großartigen Talsperren und Stauweiher in den schlesischen Gebirgen. Somit bietet Schlesien dem Studierenden der Technischen Hochschule trefflichste Gelegenheit und beste Gewähr für die geeignete praktische Ausbildung.

Führt man sich die Berufsstatistik der hervorragendsten schlesischen Kreise vor Augen, so erkennt man, wie ausgeprägt Schlesiens industrieller Charakter in die Erscheinung tritt.

Berufsstatistik der wichtigsten schlesischen Kreise

Kreis	Industrie	Landwirtschaft	Handel	Freie Berufe
1. Beuthen	78,87	3,99	6,34	11,40
2. Zabrze	76,74	5,58	7,01	10,67
3. Kattowitz	71,86	5,36	10,38	12,40
4. Waldenburg	70,13	10,18	9,26	10,43
5. Tarnowitz	60,74	15,89	10,37	3,00
6. Reichenbach	58,95	22,96	8,15	9,94
7. Landeshut	57,11	25,52	8,25	9,13
8. Görlitz	55,13	2,24	19,30	23,33
9. Neurode	53,86	28,84	6,66	10,64
10. Breslau	49,55	1,01	25,77	33,67

*) Wir bringen außer der heutigen Würdigung der Neugründung von seiten eines Mitgliedes des Lehrkörpers der Technischen Hochschule in der Abteilung Kunst und Kunstpflege des nächsten Heftes unserer Zeitschrift einen reich illustrierten Aufsatz über die neue Gebäudegruppe, der zugleich den Wünschen einer dringend notwendigen Vollendung des bisherigen Torsos Ausdruck gibt. Die Redaktion

11. Lauban	49,20	34,96	7,09	7,75
12. Hirschberg	46,59	25,33	12,43	15,65
13. Schweidnitz	44,47	29,95	9,97	15,61
14. Striegau	43,26	36,32	7,25	13,17
15. Bunzlau	40,50	40,38	6,79	12,33
16. Tost-Gleiwitz	40,46	35,79	10,26	13,49

Aber trotz dieser Vorherrschaft der Industrie in Schlesien, und trotz der so engen Beziehungen zwischen vielen schlesischen Familien und der Technik haben bislang relativ nur sehr wenig Schlesier sich dem technischen Studium zugewandt, weil für den Schlesier bisher die Technische Hochschule bei den weiten Entfernungen nur schwer und nur mit größeren Opfern zu erreichen war, und weil es seinem Heimatsgefühl und seiner Heimatliebe widerstrebt, die Ausbildung außerhalb des engeren Heimatlandes zu suchen. Daher ging er nach Breslau zur Universität — studieren doch dort ca. 80 Prozent Schlesier — und zog es vor, dem gelehrten Brotstudium obzuliegen, das in Breslau selbst begonnen und beendet werden konnte. Nunmehr wird sich das Bild ändern. Wenn auch bis zum völligen Ausbau der Technischen Hochschule noch manche jungen Leute, die von Schlesiens höheren Schulen abgehen, es vorziehen werden, nach auswärts an vollständige Technische Hochschulen zu gehen, so werden doch nun zahlreiche Schlesier, insbesondere die Söhne solcher Familien, deren äußere Verhältnisse auf die Technik hinweisen, nicht mehr die gelehrten Berufe überfüllen, sondern sich den praktischen Berufsarten widmen, zumal die Technische Hochschule ihrerseits dazu beitragen wird, daß technischer Sinn und technischer Geist gepflegt und so die Jugend mehr wie bisher zum Hochschulstudium für das Erwerbsleben herangezogen wird.

Welche Wichtigkeit und Bedeutung dieser Aufgabe zufällt, geht daraus hervor, daß allein die oberschlesische Großindustrie im Jahre 1909 einen Produktionsgeldwert in Höhe von über 745 Millionen Mark aufwies, bei einem Gesamtarbeitslohnbetrag von fast 200 Millionen Mark. Hierfür braucht die schlesische Industrie neue Hilfskräfte, tüchtige Hüttenleute und Ingenieure, die gute technische Kenntnisse mitbringen und imstande sind, die vorhandenen Mittel im wirtschaftlichen Wettbewerb zu stützen und zu fördern, sowie nicht minder neue Aufgaben und Arbeitsgebiete fruchtbringend zu erschließen; und hierfür wiederum sorgt die Technische Hochschule, deren erster Rektor, Professor Dr. Schenck, den jungen Studierenden bei der ersten Immatrikulation die Worte ans Herz legte:

„Bald werden Sie die Kräfte kennen lernen, welche unsere Technik auf den hohen Stand geführt haben; nicht handwerksmäßige Empirie und Routine ist es gewesen, sondern ernste, tiefgründige wissenschaftliche Forschungsarbeit, und es ist die vornehmste Aufgabe unserer technischen Hochschulen, die jungen Ingenieure zu Forschern zu erziehen, die sich mit Ernst und Gewissenhaftigkeit in das Wesen und die Ursachen technischen Geschehens vertiefen."

So entsteht zwischen Theorie und Praxis, zwischen der Breslauer Hochschule und der schlesischen Industrie ein immer engerer Zusammenhang, sodaß es auch den jungen Diplom-Ingenieuren nicht an Arbeitsgelegenheit fehlen wird und ihnen gutes Fortkommen in der Heimat gesichert erscheint, zumal heute noch in Schlesien der größte Teil der leitenden und höheren Stellungen durch Nichtschlesier Besetzung findet.

Wenn die Technische Hochschule den vielseitigen Bedürfnissen nach technischer Bildung in Schlesien entspricht, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß ihre Hauptaufgabe eine Kulturaufgabe nicht nur zum Segen des heimatlichen Gewerbefleißes, zum Segen der schlesischen Industrie darstellt, sondern in gleicher Weise auch zum Segen der Ostmark.

Es sei hier verwiesen auf die Rede des Oberbürgermeisters von Breslau, Dr. Bender, im Herrenhause vom 7. Mai 1902, in der es heißt:

„Ich möchte da (es war von schlesischen Wünschen die Rede) anknüpfen an ein Wort, das der Herr Landwirtschaftsminister hier aussprach. Er meinte, daß es zweckmäßiger erscheine, längs der Grenze dort durch einen breiten Gürtel von Forsten gewissermaßen eine Hamme anzulegen, wie sie die alten Sueven nach Caesars bellum Gallicum zum Schutze ihres Landes anlegten.

Dem gegenüber erinnere ich hier an ein Wort des Herrn von Schön, des großen ostpreußischen Ministers, der gelegentlich folgenden Ausspruch tat: „Schafft uns Gelehrte und Philosophen nach Ostpreußen, dann werden uns die Kosaken nicht überlaufen." Meine Herren, ich glaube, das Wort hat noch heute Recht, und wenn heute so über den Osten gesprochen wird, so bin ich noch heute der Ansicht: Schafft nur Gelehrte und Philosophen nach dem Osten, d. h. stärkt unsere Lehranstalten und Bildungsmittel; stellt das Leben im Osten Deutschlands auf deutschen Standpunkt durch Bildung und Gesittung, schafft mit allen Mitteln auch den östlichen Provinzen alles das, was der Deutsche in allen deutschen Landen, in Westfalen, Rheinland und in der Mark als selbstverständliche Voraussetzung eines angenehmen geistigen und gemütlichen, befriedigenden Lebens betrachtet — dann wird das bessere Wirkung üben und dem Deutschtum

im Osten besseren Schutz schaffen, als eine noch so dicht angelegte Hamme, die man rings um die Grenzen zieht."

In diesem Sinne wird auch die neue Hochschule auf dem Platze sein. Wer im Kolleg lehrt und lernt, was Preußens Könige für die Industrie, insbesondere die oberschlesische, geschaffen und getan haben; wer da lehrt und lernt, welch bedeutsamen Markstein in der Entwickelung des vaterländischen Gewerbfleißes die Bismarck'sche Zolltarifreform des alten Kaisers darstellt, wie diese es war, die die deutsche Industrie vom Abgrund rettete und zu glanzvoller Blütezeit führte: der ist und bleibt königstreu vom Scheitel bis zur Sohle und bismarckisch-deutsch bis in die Knochen. Auch nach dieser Richtung hin wird die Technische Hochschule die Hoffnungen zahlreicher schlesischer Stände und weiter Bevölkerungsschichten erfüllen und das deutsche Interesse in der Provinz Schlesien stärken. Es darf erwartet werden, daß die Hochschule einen geistigen Mittelpunkt für Industrie und Technik bilden wird, und daß die auf ihr ausgebildeten Ingenieure die wirtschaftliche Lage der schlesischen Bevölkerung heben und zugleich das wirtschaftliche Leben durch engeren Anschluß der Schlesier an das übrige Deutschland wirksam fördern werden.

Gerade in den engeren Beziehungen zu anderen deutschen Provinzen und Staaten liegt ein nicht zu unterschätzendes Moment der Technischen Hochschule. Während der schlesische Universitätsstudent zumeist nach beendetem Studium in der Heimat bleibt, in seinem Bezirk, und sich im Stillen mit dem erhabenen Bewußtsein begnügt, daß Schlesien ein wundersames Land und Breslau eine sehenswerte Stadt sei, verkündet der nicht an ein einziges Industrierevier gebundene Diplomingenieur, der den schlesischen Charakter und die Schönheiten Breslaus und Schlesiens kennen gelernt und die schlesische Industrie schätzt und bewundert, weit und breit in deutschen Landen, daß Schlesien besser ist als sein Ruf, und daß Breslau keineswegs die so verschrieene große Kleinstadt darstellt, wie der nur den düstergrauen Bahnhof Breslaus kennende Durchreisende draußen erzählt.

Noch mehr wird dieser ideelle Wert in die Erscheinung treten, sobald bei dem Ausbau des Hochschulhauptgebäudes die große Aula (2000 Personen) für die technischen und wirtschaftlichen Verbände die Festversammlungsstätte bilden wird, zu der die Männer der Praxis und der Wissenschaft aus Nah und Fern, aus Nord und Süd und selbst aus dem fernen Westen hinströmen.

Alles in allem werden die Stadt und die Provinz sich der neuen Technischen Hochschule nur zu erfreuen haben; denn ihre Tätigkeit, ihre Wirksamkeit wird nur zum Ruhme Breslaus, zum Wohle Schlesiens und zum Segen des vaterländischen Gewerbfleißes sein.

Glückauf!

Camenz

(Zur Zentenarfeier der Aufhebung des Klosters)

Von Paul Paeschke in Liegnitz

Wer je Gelegenheit hatte, die wegen ihrer wundervollen Naturschönheiten, wie wegen der weltberühmten Heilquellen gepriesene Grafschaft Glatz zu durchwandern, dem werden die prachtvollen Forsten unvergeßlich bleiben, die zu einem großen Teile dem ausgedehnten Besitzstande des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, ältestem Sohne des am 13. September 1906 verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig, einem der letzten Paladine Kaiser Wilhelms I., angehören. Wahrhaft erhebend ist der Eindruck, den das an der Eingangspforte all dieser Herrlichkeiten malerisch gelegene, einer mittelalterlichen Burgfeste ähnliche, stolze Schloß Camenz auf den Reisenden ausübt. Bezaubernd wirkt das Bild, wenn man, von dem idyllisch gelegenen Badeort Landeck herkommend, nach längerer, genußreicher Bergwanderung durch die an herrlichen Fernsichten reichen, mit frischgrünen Laub- und Nadelhölzern bedeckten Abhänge herniedersteigend, sich dem freundlich am Eingange des reizenden Schlackentales gelegenen Gebirgsstädtchen Reichenstein nähert.

Vom Zauber dieses lieblichen Landschaftsbildes begeistert, stand hier (ein Denkstein und eine kleine Kapelle in der Nähe des österreichischen Dörfchens Weißwasser geben Kunde davon) am 31. August 1779 Kaiser Joseph II. von Oesterreich und ließ erst längere Zeit sinnend seine Blicke über die lachenden Gefilde Preußisch-Schlesiens schweifen, bis er endlich das Schweigen mit den Worten brach: „Wahrlich, Preußens großer König hat den besten Teil erwählt; er nahm vom Schönen sich das Schönste,

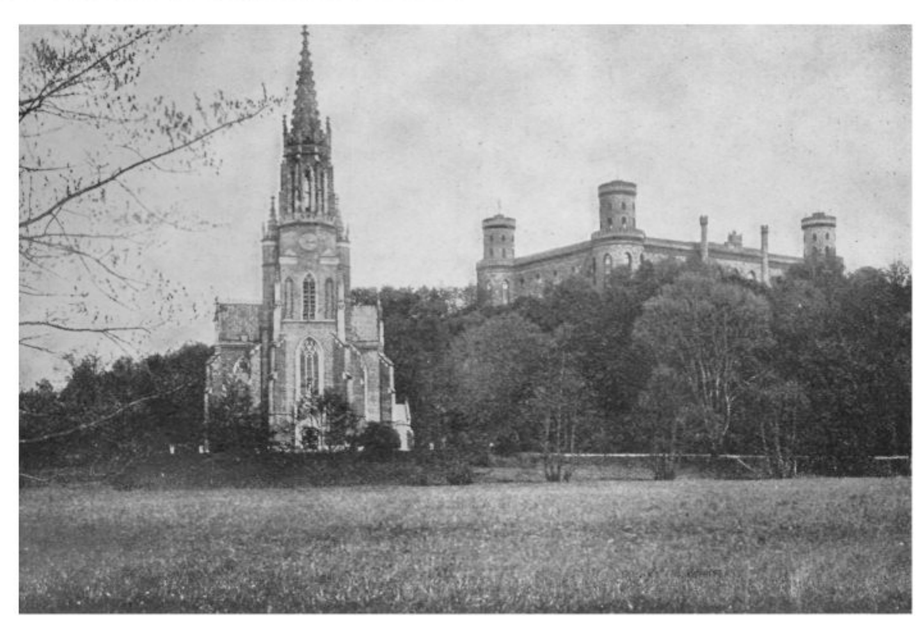
er nahm den Garten, und meiner Mutter ließ er von allem nur den — Gartenzaun!"

Eine der schönsten Zierden aber, die zu Kaiser Josephs Zeit die malerische Gegend noch nicht schmückte, ist das von dem berühmten Baumeister Friedrich Schinkel entworfene, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtete Schloß Camenz.

Als ein bemerkenswertes Zusammentreffen darf es bezeichnet werden, daß gerade hier, auf denkwürdigem historischen Boden das vornehme fürstliche Schloß des ritterlichen Prinzen Albrecht von Preußen erstanden ist. Kein Geringerer als sein Vorfahr Friedrich der Große hat durch seine Anwesenheit die Stätte geweiht, indem er einst in drangsalvoller Zeit auf dem damals noch kahlen „Hartehügel" stehend, Umschau hielt und, voll Entzücken sein Auge am Anblick dieser paradiesischen Fluren weidend, den Ausspruch tat: „Wir haben hier die schönste Aussicht in Schlesien; es ist die reizendste Gegend von der Welt!"

Mit seiner reichen geschichtlichen Vergangenheit gehört Camenz zu den ältesten und denkwürdigsten Orten unserer Heimatprovinz und war schon vor nahezu 1000 Jahren dazu berufen, in der Geschichte Schlesiens eine wichtige Rolle zu spielen. Den endlosen, blutigen Kämpfen der böhmischen und polnischen Herzöge um die Vorherrschaft in Schlesien verdankt Camenz seine Entstehung, indem Herzog Brzetislaw von Böhmen — nachdem es ihm gelungen war, die polnische Burg Warta (von Barda=Wachthaus, Wartburg) zu zerstören, 1093 auf dem hohen Neißeufer die Burg Camenz (von Kamienic=Felsenhaus) gründete. Das Schloß und die dem heiligen Prokop geweihte Kapelle überließ er 1096 seinem Neffen, dem Polenherzoge Boleslaw. Da mit Brzetislaws gewaltsamem Tode 1100 die Böhmenherrschaft vorläufig ihr Ende erreichte, so wurde Camenz ein Bollwerk der siegreichen Polen, dazu bestimmt, etwaige Einfälle der Böhmen aus dem benachbarten Glatz (von Klada, Kladsko=Holzburg) her abzuwehren. Solche Vorstöße erfolgten 1103, 1137 und 1158, wobei die Böhmen mehrmals bis zur Oder vordrangen, 300 Ortschaften zerstörten und auch die Burg 1037 ausbrannten.

Nachdem die Vorherrschaft der Polen und ihrer Rechtsnachfolger, der schlesischen Piasten, durch das tatkräftige Eingreifen Kaiser Friedrich Barbarossas (1163) gesichert war, überließ Herzog Heinrich I. (1201—1238) in Rücksicht auf die nahegelegenen Grenzburgen Ottmachau (von Odamuchow=Sandhügel) und Nimptsch (von Niemci=Sitz der Deutschen) 1207/08 die wüste Stätte dem Breslauer Bischof Laurentius I. zur Gründung eines Klosters. Dieser übergab sie dem Augustiner-Stift in Breslau, und der erste Chorherr, Vincent von Pogarell (später Abt des Sandstifts) richtete 1208 hier eine Augustiner-Probstei ein. Durch ansehnliche fürstliche und private Schenkungen, deren bedeutendste 1230 durch Heinrich I. erfolgte und 150 Hufen durch Deutsche zu besiedelndes Land nebst Bächen, Teichen und Mühlstätten und die Kirchenlehen zu Prilank (Frankenberg) und Bardum (Warta) umfaßte, mehrte sich das Vermögen zusehends. Auch die herzogliche Gerichtsbarkeit wurde der Probstei übertragen, welche bald die Einkünfte und den Rang eines selbständigen Stiftes besaß. Wegen Unordentlichkeit des Augustiner-Konvents setzte der Bischof Thomas 1238 Cisterzienser aus dem Leubuser Stifte Heinrichau ein. Der zwischen beiden Orden geführte langjährige Streit wurde 1248 durch den päpstlichen Legaten Jakob von Lüttich beigelegt. Die Cisterzienser blieben im Besitz des Klosters bis zu dessen 1810 erfolgter Säcularisation. 1261 wurde die päpstliche Bestätigung erteilt und 1273 dem Kloster das Recht verliehen, in seinem Gebiet Bergbau zu treiben und Erbschaften anzunehmen. Schon 1276 hatte Abt Pogarell dem Kloster das Kirchenlehen von Michelau und 10 Ortschaften überlassen, um „unser und unserer Vorfahren Seelenheil zu fördern." König Wenzel von Böhmen schenkte dem Kloster der seligen Jungfrau Maria die Herrschaften Mittelwalde und Goldeneck, um „sich die Freuden des ewigen Lebens zu vermehren." Die Klugheit der frommen Väter wußte das köstliche Klostergut zu mehren und durch weise Sparsamkeit zusammenzuhalten, sodaß Reichtum, Macht und Ansehen zusehends wuchsen. Der Wald, die Fischerei, die Felder, Teich- und Mühlenstellen, das Bergregal, die Wallfahrten, besonders nach dem dazugehörigen Wartha, Gerichtsgefälle und die Erträge der Stollen und Schächte des Reichensteiner Reviers warfen den betriebsamen Mönchen unermeßliche Reichtümer in den Schoß, die freilich auch in unsicheren Zeiten manche Einbuße erlitten haben. Die Folge war, daß an die Stelle ernster, saurer Arbeit und strenger, klösterlicher Zucht später mehr und mehr ein üppiges, müßiges Wohlleben trat. Die fromme Enthaltsamkeit früherer Zeiten wich, und wüste Genußsucht hielt in die gottgeweihten Räume ihren Einzug. Die frühere Frömmigkeit sank zu leerer, oft geschäftsmäßiger Förmlichkeit herab. Im geräumigen Refektorium wurden vielfach wüste Orgien gefeiert, und die Brücke über den Pausebach, welche zu den ausgedehnten klösterlichen Weinkellereien am Harteberge führte,



phot. A. Gröger in Habelschwerdt

Hofkirche und Schloß in Camenz

hat bis heute den vielsagenden Namen „Himmelsstiege“ beibehalten Dem inneren Verfalle gesellte sich bald auch der äußere, indem in den verschiedenen verheerenden Kriegen die reiche Abtei gar häufig zum Schauplatz blutiger Gräuel und unmenschlicher Verwüstungen wurde. Räuberische Pöbelhaufen, die mit der rohen Soldateska wetteiferten, ließen ihre Wut an den wehrlosen Gottesstreitern aus. Die stillen Räume und Zellen wandelten sich zum Tummelplatz fast aller Kriegsvölker Europas.

Kaum waren die fürchterlichen Drangsale des verheerenden Hussitenkrieges vergessen, während dessen die Abtei fünf Jahre verwaist stand, so brachen die bei weitem schlimmeren Nöte des 30jährigen Krieges herein. Den sprechendsten Beweis für die ungeheuren Verluste des Klosters an Gut und Habe geben die sorgfältigen Aufzeichnungen der Wirtschaftsbücher des Klosters, nach denen im Stift

	a			b
vor dem Kriege vorhanden sind:			nach demselben:	
von	307	Bauern	nur	122
„	492	Malter Aussaat	„	79
„	164	Gärtnern	„	95
„	593	Häuslern	„	207
„	3535	Kühen	„	473
„	1139	Pferden	„	188
„	4275	Schafen	„	802

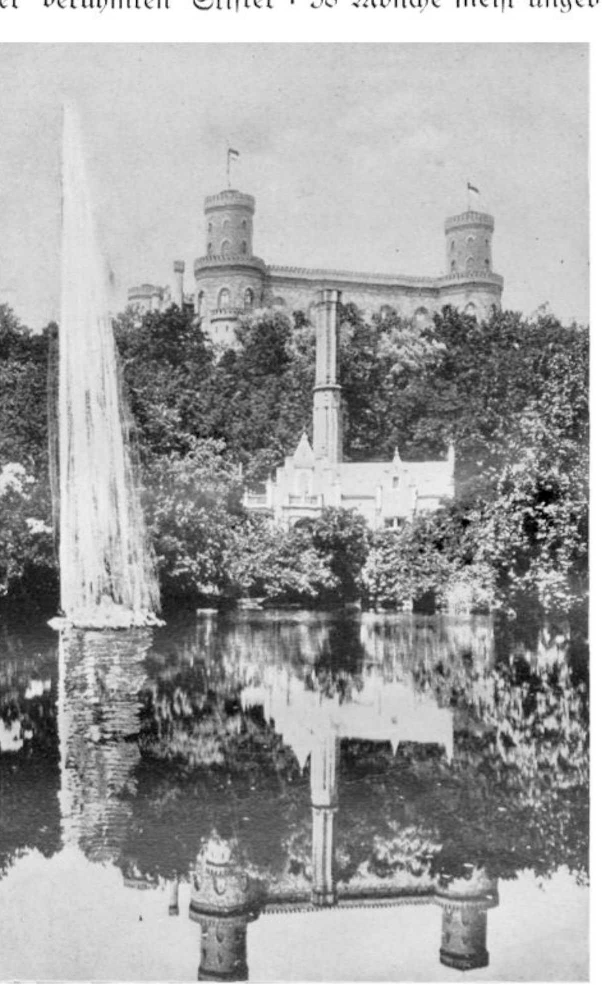
Ein wahres Martyrium haben in diesen Kriegsjahren die sich in Schlesien tummelnden Kriegsvölker fast aller Nationen Europas über das vormals blühende Kloster Camenz heraufbeschworen. Auch die Kämpfe unter Georg Podiebrad und seinen Nachkommen sowie die drei schlesischen Kriege haben für das Stift Camenz mancherlei Einbuße von Gut und Habe nach sich gezogen.

Der fünfzigste der dreiundfünfzig Aebte, Tobias Stusche, ein milddenkender, feingebildeter Mann, stand in engen Beziehungen zu Friedrich dem Großen. Oefters besuchte ihn der König in Camenz, wo er, im Konventsgarten lustwandelnd, die Flöte blies, und überhäufte ihn mit zahlreichen Beweisen seiner Huld. Rührend ist der intime, lebhafte Briefwechsel, den der König selbst während seiner Feldzüge aufrecht erhielt. Am 5. Januar 1746 schreibt er eigenhändig: „Ich halte mein Gelübde und schicke Ihm portzelain, Champagner und Stoff zum pontifizieren. Friedrich.“ Der Prälat dankt und berichtet über das im neuen Ornat an des Königs Geburtstag gefeierte Dankfest, und daß bei dem Festmahl der Champagner zur Neige gegangen sei, worauf der König am 8. 3. 1746 schreibt, „daß er sehr erfreut sei und den an sothanem Freudentage vollends draufgegangenen Rest des Champagners bald ersetzen werde.“ Die 1746 erledigte Abtei Leubus trug Friedrich dem Abte mit den Worten an: „Mein lieber Tobias! Er wird Prälat von Leubus werden.“ Auf die Einwendung des Abtes, daß dies nach den Ordensgesetzen nicht möglich sei, wirkte der König selbst beim Ordensgeneral den Dispens aus, ließ den Abt Stusche am 24. 3. 1747 wählen und bestätigte ihn schon am 30. 3. cr. mit dem Bemerken: „Abt Tobias wird in die Prälatur

Leubus eingeführt und behält, solange seine Kräfte es erlauben, die Prälatur Camenz bei! Fr."

Der König erinnerte sich des am 9. 4. 1757 gestorbenen, „Besonders lieben, getreuen und würdigen Mannes" bei jedem späteren Besuche und ließ ihm einst zum Gedächtnis ein feierliches Requiem halten.

Die fleißigen Cisterziensier von Camenz haben, gleich denen der berühmten Stifter zu Leubus und Heinrichau, das ihnen entgegengebrachte Vertrauen ihrer fürstlichen Gönner glänzend gerechtfertigt und die ihnen gestellten Aufgaben — Christianisierung, Kolonisierung, Germanisierung — bis zu einem gewissen Grade auch vorzüglich gelöst. Mit Kreuz und Kelle, Pflug, Feder und Schwert, durch Wort und Tat ist mit dem Wuste heidnisch-slawischer Unkultur in Schlesien aufgeräumt worden. Im Bereich ihres ausgedehnten Machtgebietes sind sie dafür eingetreten, das Land christlich, deutsch und urbar zu machen. Ehre dem Andenken dieser wackeren Kulturkämpfer! Ihr Werk ist nicht vergeblich gewesen. Die durch sie ausgestreute Saat hat reiche Früchte getragen. Ihr Erbe übernahm der moderne Großstaat Preußen, während der Orden selbst, in der vollständigen Durchführung veralteter und oft einseitiger Bestrebungen vom Geiste der neuen Zeit überrascht, sich diesem nicht mehr anzubequemen verstand. Die Folge war die endliche Auflösung des Ordens, welche selbst seine früheren vielfachen Verdienste nicht abzuwenden vermochten. Die unglückliche eiserne Zeit 1806 bis 1813, „als alles versank", forderte von ihm das schwerste Opfer, seine Existenz.



phot. R. Schmidt in Camenz

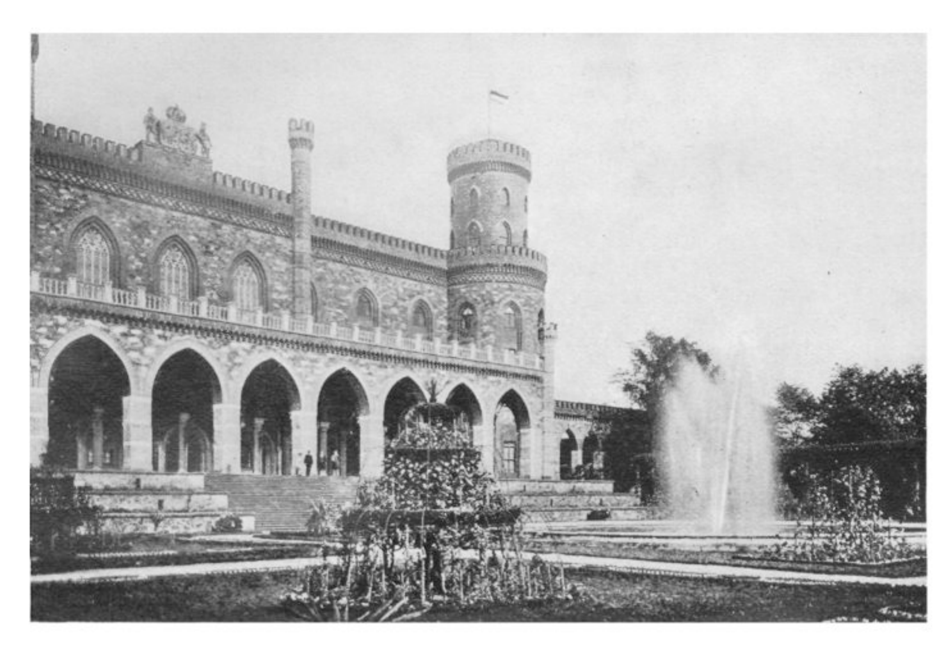
Schloß Camenz mit hohem Springbrunnen

Schon Friedrich der Große und seine Beamten hatten sich genötigt gesehen, des öfteren zu Repressalien, Strafandrohungen und Verurteilungen für verschiedene staatsfeindliche Akte, als Begünstigung der Desertion, Verleitung zur Fahnenflucht, offene und geheime Parteinahme für des Königs Feinde, greifen zu müssen. In den behördlichen topographischen Zusammenstellungen*) behufs einer Reise König Friedrich Wilhelms III. vom Jahre 1800 heißt es über Camenz, daß die 38 Mönche meist ungebildete, krasse Menschen seien, die sich um Schulen nicht bekümmern, daher es in dieser Gegend noch dunkle Nacht sei.

Seit den durch die unfreiwillige Hingabe um so leichter ermöglichten Freiheitskriegen hat kein Feind mehr Schlesiens Gauen verwüstet.

Das reiche Klostergut, begründet durch fürstliche Gunst, gemehrt durch gläubig gespendete Gaben und treulich gehütet durch sparsame Verwaltung, welches der preußische Staat — der Not gehorchend — 1810 einzog, war dazu bestimmt, das höchste Gut des damaligen Geschlechts, seine Freiheit retten zu helfen. Den großen preußischen Staatsmännern Stein und Hardenberg gebührt das Verdienst, diesen Rettungsanker des sinkenden Staatsschiffes „Preußen" ausgeworfen zu haben. Der unermeßliche Besitz „der toten Hand" konnte keine bessere Verwendung für die Allgemeinheit finden, er wirkte sogar teilweise schädlich, und die veränderten Zeitverhältnisse forderten geradezu gebieterisch den Wächter über das Wohl und Wehe seiner Untertanen, den Rechtsstaat Preußen auf, diesen ihm von früheren Geschlechtern hinterlegten Notgroschen der Allgemeinheit wieder zurückzugeben, zumal

*) Jahrbücher des Vereins für Geschichte Schlesiens XXXXII.



phot. R. Schmidt in Camenz

Schloß Camenz: die obere Terasse

dies wohl das einzige Mittel war, dem finanziellen Ruin des Staates vorzubeugen.

Am 21. November 1810 wurde im Refektorium des Klosters durch den Kommissar der Königlichen Regierung, Grafen Pfeil auf Wilkau, das „Edikt vom 30. 10. d. Js., betr. die Auflösung des Klosters Camenz“, den 38 Ordensmitgliedern mit den Begründungen bekanntgegeben, 1. daß die Zwecke der Klöster nicht vereinbar seien mit den Ansichten und Bedürfnissen der Zeit, 2. daß benachbarte katholische Staaten gleiche Maßregeln ergriffen hätten, 3. daß zur pünktlichen Abzahlung der Kriegs-Kontribution große Opfer von Privaten erforderlich, 4. Enteignung von katholischen und evangelischen Klöstern, Balleyen, Kommenden usw. erforderlich seien. Jedes derselben erhielt eine monatliche Pension von 12 bis 20 Talern, sowie 30 Taler zur Anschaffung weltlicher Kleidung.

Die 31 zum Kloster gehörigen Güter, zumeist in den Kreisen Frankenstein und Glatz gelegen, wurden unter Königliche Administration gestellt und gelangten — Michelau, Kreis Brieg ausgenommen — zufolge Kaufvertrages vom 25. Februar 1812 in den Besitz Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Fr. L. Wilhelmine von Oranien, geborene Prinzessin von Preußen, spätere Königin der Niederlande, welche dieselben am 1. Juli cr. übernahm, um mit ihrem von Napoleon vertriebenen Gemahl in Camenz zu wohnen, bis der Usurpator gestürzt wäre. Der Erbprinz hatte in dem ehemaligen Prälaturgebäude dieselben Zimmer inne, welche fünf Jahre früher Hieronymus Bonaparte, Napoleons Bruder, der nachmalige König von Westfalen, sowie der berüchtigte französische General Vandamme bewohnt hatte.

Im Frühjahre 1813 drohten, wie Ernst Moritz Arndt nach der Sadebeckschen Reichenbacher Chronik erwähnt, über die vielgeprüfte Gegend von Camenz neue Kriegsdrangsale hereinzubrechen. Die Kreise Reichenbach und Frankenstein bildeten ein ausgedehntes Feldlager. Hier gedachte die preußische Heeresleitung dem durch die Schlachten bei Lützen und Bautzen sehr geschwächten französischen Heere eine letzte Entscheidungsschlacht anzubieten. Unter Gneisenaus Kommando, den der König an Stelle Scharnhorsts am 8. Juni 1813 zum Oberbefehlshaber der schlesischen Landwehr ernannt hatte, wurden unfern von Camenz zehn feste Schanzen aufgeworfen, die sich an die Harteberge anlehnten und dazu bestimmt waren, die Rückzugslinie der Preußen zu decken. Hier, in dem Winkel zwischen dem Eulengebirge und der Glatzer Neiße, sollte jedoch die blutige Entscheidung nicht fallen, da Napoleon es vorzog, am 1. Juli in Päswitz, Kreis Neumarkt, einen Waffenstillstand mit den Verbündeten zu schließen. Dieser bewahrte zunächst die Umgegend von Camenz vor den Verwüstungen des Krieges, und seit dieser Zeit hat die gesegnete Gegend feindliche Scharen nie wieder anders denn als Gefangene gesehen. Die Aussichten einer Feldschlacht waren für die Preußen auch keineswegs gute. Hatte doch Blücher in seiner derbkomischen Ausdrucksweise über

den erbarmungswürdigen Zustand der unausgebildeten Landwehr an Gneisenau geschrieben: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde beginnt, dann gesellen Sie sich wieder zu mich!“ Die Teilnahme Oesterreichs am Kriege ließ es Napoleon ratsam erscheinen, das Kriegstheater erst nach Niederschlesien und später nach Sachsen zu verlegen; doch wurde an den Schanzen nördlich von Camenz noch bis zur Schlacht bei Leipzig rüstig fortgearbeitet.

Die Stürme der Freiheitskriege waren vorüber. Frieden und Wohlstand walteten in der ehemaligen Abtei, als plötzlich, mitten in der Nacht des 9. Februar 1817, entsetzlicher Feuerlärm die friedlichen Bewohner von Camenz jäh aufschreckte. Von der brennenden Klostermühle her verbreitete sich das entfesselte Element unaufhaltsam über sämtliche Gebäude des früheren Klosters, die größtenteils ein Raub der Flammen wurden. Der verdienstvolle Chronist, Pfarrer Frömrich, vermeldet, daß es nächst Gott nur dem aufopfernden Verhalten des protestantischen Schulzen Fiedler aus Stolz zu verdanken gewesen sei, daß nicht auch das an wertvollen Kunstschätzen und seltenen Altertümern reiche, altehrwürdige Gotteshaus der Wut des Feuers anheimfiel. Die ehemaligen Klosterräume wurden nicht wieder aufgebaut. Dagegen beschloß Prinzeß Marianne von Preußen, geb. Prinzessin der Niederlande, der im Jahre 1838 die Herrschaft Camenz zufiel, ein stattliches Schloß auf dem hohen linken Neißeufer erbauen zu lassen. An jener denkwürdigen Stätte, wo die Mönche Jahrhunderte vorher mehrmals den Bau eines herzoglichen Schlosses zu hintertreiben gewußt hatten*), wurde am 15. Oktober 1838 die feierliche Grundsteinlegung vollzogen. Der Plan dazu wurde nach der Burg des Grafen Nipon an der schottischen Grenze und dem Marienburger Hochmeisterschlosse von Schinkel entworfen.

Bald erhob sich ein im angelsächsischen Stile gehaltenes burgartiges Bauwerk. Die Quadern zum Unterbau lieferten die Steinbrüche am Fuße des Berges. Nachdem das Werk zwölf Jahre rüstig fortgeschritten war und nahezu eine Million Mark Kosten verursacht hatte, trat durch die Trennung des prinzlichen Paares eine längere Verzögerung ein. Erst in den 70 er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde es seiner Vollendung entgegengeführt.

*) Siehe J. Peter: Frankenstein, Camenz und Wartha. S. 283. Herzog Heinrich II. von Münsterberg wurde an dem Plane, ein Schloß zu errichten, durch Mönchsspuk verhindert.

Auf der Höhe des Harteberges, wo früher nur kahle Felsen, dürftig von Moos und Gestrüpp bedeckt, zum Himmel emporstarrten, prangt nun ein imposanter Prachtbau.

Von dem tief unter ihm liegenden Grunau-Camenz führt zur Front des Schlosses ein 174 stufiger Treppen-Aufgang über 7 Terrassen empor, deren jede mit größeren oder kleineren Marmorbecken geziert ist. Aus ihnen lassen kunstvolle Nymphen und Najaden die kristallhellen Wasserstrahlen zwischen grünen Laubkronen emporspringen. Dies Wunderwerk der Wasserkunst erscheint um so staunenswerter, wenn man erwägt, daß gewaltige Dampfmaschinen das dazu erforderliche Wasser 41 Meter hoch aus dem nahen Pausebach emporheben müssen. Es bildet das Entzücken der zum Teil aus weiter Ferne herbeiströmenden Besucher. Um den vorderen Teil des Schloßberges schlingt sich ein blütenreicher Kranz von Blumenrabatten, Büschen und Laubgewinden. Farbenprächtige Teppichbeete, schattige Alleen und Kolonaden bilden die weitere Umgebung und vollenden den zauberischen Eindruck. Eine breite Freitreppe von 24 Granitstufen führt zu der mit den verschiedensten Gewächsen und seltenen Pflanzen gezierten, sehr geräumigen Schloßfreiheit, die eine gotische Säulenhalle begrenzt. Vor dem nördlichen Eingange hat ein prächtiges, von einer Viktoria überragtes, kunstvolles Siegesdenkmal Aufstellung gefunden. Unmittelbar davor stehen zwei im deutsch-französischen Kriege eroberte französische Feldgeschütze.

Durch den Warthaer Engpaß lugt aus nebelgrauer Ferne vom Großvaterstuhl auf dem Gipfel der riesigen Heuscheuer wie grüßend der alte Berggeist Rübezahl herüber, der Zeit gedenkend, da der ritterliche Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, später Kaiser Friedrich III., hier im Schlosse zu Camenz 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, sein Hauptquartier für mehrere Tage aufgeschlagen hatte, in dem historischen Erkerzimmer großen Kriegsrat hielt und sein Späherauge gleich seinem königlichen Vorfahren nach den feindlichen Grenzen hinüberschweifen ließ, um das schöne Schlesierland vor etwaigen feindlichen Einfällen zu schützen.

Nach den glorreichen Feldzügen von 1866 und 1870/71, an denen auch der ritterliche Schloßherr, Prinz Albrecht, in doppelter Eigenschaft — als General und Mitglied des Johanniter-Ritter-Ordens für freiwillige Krankenpflege — ebenso ruhm- als verdienstvollen Anteil nahm, wurde derselbe aus Anlaß seiner am 19. April 1873 erfolgten Vermählung mit Ihrer Königlichen Hoheit, der

damaligen Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg Besitzer von Schloß Camenz, sowie mehrerer zur Herrschaft gehöriger Vorwerke.*) Die wechselvollsten Ereignisse sind seither in den Annalen des Herrensitzes und der Familien-Chronik des hohen Schloßherrn verzeichnet.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts lebte das prinzliche Paar hier in überaus glücklicher Ehe, der zur Freude der Eltern drei stattliche Söhne entsprossen. Da starb kurz vor der Jahrhundertwende die Gemahlin des Schloßherrn, und diese traurige Veranlassung führte auch unsern eben aus Palästina zurückkehrenden Kaiser vorübergehend nach Schloß Camenz. — Nur selten gestattete seitdem dem Schloßherrn die gewissenhafte Erfüllung der durch das Vertrauen Seiner Majestät des Kaisers ihm übertragenen hohen und verantwortungsvollen Staatsämter als Regent von Braunschweig, sowie als General-Feldmarschall und Inspekteur der deutschen Armee, neben zahlreichen Obliegenheiten als Herrenmeister des Johanniter-Ordens, sein schönes, schlesisches Tuskulum aufzusuchen.

*) Erst nach dem am 29. Mai 1883 erfolgten Hinscheiden seiner Mutter, der Prinzessin Marianne der Niederlande, gingen auch die übrigen zur Herrschaft Camenz gehörigen Güter in den Besitz des Prinzen Albrecht von Preußen über.



phot. Rud. Schmidt in Camenz

Schloß Camenz: Gruppenbassin mit Siegessäule

Auf seiner ausgedehnten Herrschaft Camenz hat sich der ritterliche Prinz stets in hervorragender Weise als Herrenmeister jener altehrwürdigen Verbindung betätigt, die seit den Zeiten Barbarossas das Wohltun „an den geringsten Brüdern“ zum Hauptzwecke ihrer vielumfassenden, segensreichen Wirksamkeit erwählt hat. Wer vermöchte die unzähligen Fälle privater und genossenschaftlicher, öffentlicher und geheimer Wohltätigkeit aufzuzählen, die der mildtätige Sohn des „Engels von Camenz“, der „Mutter der Armen und Waisen“, unter welchen Namen die noch unvergessene, längst verewigte Prinzeß Marianne der Niederlande*) heut noch bei der ältesten Generation in dankbarer Erinnerung fortlebt, je ausübte? Das Wohltun war dem Prinzen Albrecht gleichsam als teures, mütterliches Vermächtnis vererbt worden, indem derselbe eine Menge gemeinnütziger Wohlfahrtseinrichtungen zur Förderung des leiblichen und geistigen Wohles aller zur Herrschaft Camenz gehörigen, zahlreichen Schutzbefohlenen, sowie auch weiterer Volkskreise, die von seiner verewigten Mutter begründet waren, zu erhalten, weiter zu führen und zu vollenden übernahm.

*) Sie verschied am 29. 5. 1883 auf ihrem Schlosse Reinhardhausen bei Erbach und wurde auf dem Friedhof in Erbach am 4. 6. feierlich beigesetzt.

Ihrer wahrhaft fürstlichen Fürsorge verdankt Camenz unter anderem ein öffentliches Krankenhaus, ein Familienhospital, eine Kleinkinder-Bewahranstalt und eine im gotischen Stil erbaute, reichdotierte evangelische Kirche nebst Pfarr- und Schulhaus.

An das Prinzliche Schloß schließt sich ein prächtiger Naturpark, in dem jahraus, jahrein Tausende von Touristen, Natur- und Kunstfreunden Rast und Erquickung finden. Dies sind das dauernde Denkmal, das Prinz Albrecht sich bei Lebzeiten in Camenz errichtet hat; aber auch sonst, wo immer Armut, Elend, Mangel und Not in Hütte und Haus Einkehr hielten, stets suchte sie der edle Johanniter-Herrenmeister hilfsbereit zu lindern. Die Liebe, die Prinz Albrecht in so reichem Maße gesät, hat auch vielfache Gegenliebe gefunden. Dies zeigte sich besonders, als der Tod den edlen, tatenreichen und schaffensfreudigen Fürsten am 13. September 1906 nach kurzem Krankenlager ein plötzliches Ziel gesetzt hatte, etwa ein Jahr nach seiner ihm im Tode voraufgegangenen, früher im benachbarten Schloß Weißwasser ansäßig gewesenen, einzigen Schwester, der verwitweten Frau Herzogin von Mecklenburg. An der Bahre des so jäh aus dem Leben Geschiedenen trauerten außer seinen drei hoffnungsvollen Söhnen das deutsche Kaiserpaar um den fürstlichen Oheim,' der dem Staate sowohl wie auch dem Kaiser treu gedient und seinem kaiserlichen Neffen oft mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat.



phot. R. Schmidt in Camenz

Mausoleum im Parke von Camenz

Frost

Die Kälte wandelte über das Moor,
die Lachen gerannen,
und eisig stockte das Atmen
der ächzenden Tannen.
Sie kroch die zitternden Rinden herauf
gleich einer Totenhand,
und feiner Rauhreif zauberte
aus jedem Halm ein Silberband.

Es war ein stummes Weben und Schaffen
im toten Winterwalde;
der flammenrote Mond schob groß
sich über die lauschende Halde.
Und über das Moor ins Dunkel hin
strichen zwei tastende Schwingen,
und plötzlich ging es durch Gras und Ried
wie ein feines, klingendes Singen.
Das war der Frost, der sich verwob
glashart und hell mit Gras und Ried;
das war der Frost, der über das Moor
summte sein Totenlied.

E. Albrecht-Doussin

Das zuckende Herz

Märchen von Julius Fischer-Gesellhofen in Breslau

Ueber die Görlitzer Heide pfiff schneidend der Ostwind dahin und fegte sausend den Schnee von den schwer belasteten Kiefern und Fichten herunter; nach kurzer, trüber Dämmerung kroch die Finsternis durchs Gezweige, und es ward unheimlich still in dem meilenweiten Walde.

Auf dem durch das Dickicht führenden Heerwege arbeitete sich ein Wandersmann unverdrossen vorwärts. Das war der Trompeter Kunz, der nach einem mißglückten Weltfluge auf der Heimfahrt sich befand. Er wollte gen Bunzlau, wo seine Väter seit Menschengedenken das ehrsame Töpferhandwerk betrieben hatten. Auch er war als Knabe dazu angehalten worden, aber nebenher hatte er bei dem Stadtzinkenisten das Trompetenblasen erlernt, und das hatte ihm weit mehr Freude gemacht als das Tonkneten. So war er mit den Jahren ein guter Musikant, aber ein recht ungeschickter Töpfer geworden, und am Ende war er heimlich bei Nacht und Nebel in die Welt hinausgegangen, weil er den Spott des Vaters und der ganzen Sippe ob seiner brotlosen Kunst nicht mehr ertragen konnte.

Er war weit in der Welt herumgewesen, zuletzt in der Kurfürstenstadt Dresden; aber das Glück hatte ihm nirgends lächeln mögen, und so war er des unsteten Lebens als fahrender Spielmann müde geworden und strebte jetzt heimwärts, um reuig zu dem ehrsamen Handwerke der Väter zurückzukehren, das er ehedem verachtet hatte.

Während er jetzt durch den totenstillen, nächtlichen Wald wanderte, war sein Herze schwer von Traurigkeit, und in seiner Seele wohnte ein Grauen vor bösen Geistern und andern feindlichen Gewalten. Gern wäre er im Wirtshause des letzten Dorfes über Nacht geblieben, aber er hatte keinen roten Heller mehr in der Tasche, und so war ihm nichts andres übrig geblieben, als die Nacht durch weiter zu wandern. Am andern Tage hoffte er bei guter Zeit die Heimatsstadt zu erreichen. Stunden waren nun schon vergangen, seitdem die Nacht hereingebrochen, und als sein Auge immer und immer nur verschneite Nadelbäume in dem schwachen Sternenlichte erschaute, da wollte er schier verzagen in der schweigenden Einsamkeit des winterlichen Waldes.

Doch wenn sich ein warmes Menschenherz so recht verlassen fühlt, da ist ihm gerade der Trost oft recht nahe. So ging es auch dem armen Kunz. Bei der nächsten Biegung des Waldpfades schimmerte plötzlich ein Feuerschein durch das Dickicht, und als er näher kam, hörte er ein lustiges Pink-Pink, das nur aus einer Schmiede hervorklingen konnte. Neu belebt eilte er darauf zu und stand bald vor dem Schmiedefeuer, wo der langbärtige Meister mit einem Gesellen und einem Lehrjungen noch munter schaffte.

Er ward willkommen geheißen und durfte, als die Arbeit nach einer halben Stunde beendigt war, mit in die hinter der Werkstatt gelegene Wohnstube eintreten, wo die Meisterin schon das Abendbrot gerichtet hatte.

Nach dem Essen wurde die alte Großmutter, um deren weich gepolsterten Armstuhl die Enkel sich auf der Erde niederkauerten, bestürmt, eine Geschichte zu erzählen und ließ sich auch dazu bereitfinden. Der Meister lehnte sich behaglich auf seinem Schemel zurück, die Meisterin spann, und Geselle und Lehrling rückten auf der Ofenbank zusammen und ließen Kunz gemütlich mit am warmen Ofen sitzen. Die Großmutter hub also an:

„Ja, ja, Kinder, Ihr wißt gar nicht, was für Geheimnisse der große Wald birgt, wo wir mitten drin unsere Heimstatt haben. Kaum eine halbe Wegstunde von hier, etwas abseits von der schlesischen Heerstraße, hat in grauer Vorzeit einmal ein Wirtshaus gestanden, von dem jetzt jede Spur von der Erde getilgt ist. Es ist ein böses Räubernest gewesen, und an die zweihundert Jahre mögen wohl vergangen sein, seitdem des Himmels Strafgericht darüber hereingebrochen ist.

Damals hat eine gefährliche Räuberbande hier im Walde gehaust, und das Wirtshaus — „zum Lamm“ hat's geheißen — ist ihr Schlupfwinkel und Versammlungsort gewesen. Viele Jahre lang haben die schlimmen Gesellen zum Schrecken der Kaufleute, die zu den Märkten fuhren, hier ihr Wesen getrieben und viel Menschenblut vergossen, bis endlich ihr Maß voll gewesen ist und der Himmel ihnen ein Ziel gesetzt hat.

Im Winter ist's gewesen, just um die jetzige Zeit, zwischen dem heiligen Weihnachtsfeste und dem Anfang des neuen Jahres, da hat die Bande erkundet, daß eine junge Prinzessin von fernher des Weges hat kommen sollen. Die fürstliche Maid hat ihr Herz an einen Hauptmann der Leibwache des allergnädigsten Herrn Vaters verloren gehabt und hat nicht von ihm lassen wollen trotz aller Bitten und Drohungen. Darum hat sie sollen in ein böhmisch Kloster gebracht werden, fern von der Heimat, um ihre Sünde zu bereuen und ihr ferneres Leben in Entsagung zu verbringen. Sie hat einen reichen Brautschatz mit sich geführt an gemünztem Golde und Juwelen, den sie dem Kloster hat zubringen sollen. Der hat die Begehrlichkeit der Räuber erweckt; sie haben sich auf die Lauer gelegt, und als die Kutsche, darin das Fürstenkind mit der Aebtissin saß, herangekommen ist auf der Waldstraße, da haben sie die bewaffneten Reiter, die vorneweg und hinterher ritten, aus dem Hinterhalt von den Pferden geschossen, haben den Kutscher, die Diener und die Aebtissin erdolcht und die vor Angst und Schrecken ohnmächtige Prinzessin samt ihrem Brautschatze und den Pferden in das Räubernest, das Wirtshaus zum Lamm, entführt. Dort ist die Teilung der Beute vor sich gegangen, und so weit sich's um die Schätze handelte, haben sie's in Frieden und Freundschaft zuwegegebracht. Zuletzt aber hat sich's darum gehandelt, was sie mit dem Fürstenkinde anfangen sollten, und da ist ein wilder Streit zwischen ihnen entbrannt; denn jeder hat die schöne lebendige Beute für sich haben wollen. Die Dolche sind aus den Scheiden geflogen, und schier wär' ein wüstes Morden unter der Bande selbst vor sich gegangen. Da ist aber der Hauptmann aufgetreten und hat sie mit Donnerworten zur Ruhe verwiesen. Er hat seinen krummen Türkensäbel hoch durch die Luft geschwungen und in das Stimmengewirr der zankenden Gesellen hineingeschrieen: „Wer jetzt noch muckst, dem spalt' ich den Schädel bis zum Halse! Eines Mädels wegen darf kein

Unfriede entstehen. Die Sache ist einfach genug: wir werden das Mädel ausspielen!“

Damit hat er ein schmutzig Spiel Karten aus dem Wams gezogen und weiter gesprochen: „Habt Acht, Leute, jetzt teil ich die Karten unter uns aus, und wer das Herzen-Aß kriegt, dem soll das Mädel gehören und soll ihm als Magd dienen, und keiner soll's ihm streitig machen dürfen.“

Gegen diese Entscheidung hat keiner aufzubegehren gewagt, und alle sind damit zufrieden gewesen. Der Hauptmann hat die Karten ausgeteilt, und das Herzen-Aß ist einem jungen Gesellen zugefallen, der darob gierig, schmunzelnd, sein gutes Glück gepriesen hat.

Aber da ist der Zwist aufs neue ausgebrochen, und selbst der Hauptmann hat ihn nicht dämpfen können. Die Räuber haben dem Genossen alle seinen schönen Gewinn mißgönnt; es hat blutige Köpfe gesetzt, und am End' hat ein böser Geselle dem Fürstenkinde, das scheu in eine Ecke gedrückt gesessen, aus Abgunst den Dolch ins Herz gestoßen, um dem glücklichen Gewinner die Freude an seiner Beute zu versalzen.

Diese Schandtat hat das ohnehin schon bis an den Rand volle Schuldmaß der Räuber zum Ueberlaufen gebracht. Ein Blitzschlag ist trotz der Winterszeit vom Himmel herniedergefahren, und unter dem Donner ist die Erde erbebt, während es oben im Dachstuhl angefangen hat zu brennen. Die auf dem Tische herumliegenden Karten haben sich geregt, und die Figuren sind hoch gewachsen und als lebendige Gestalten von den Blättern emporgestiegen. Die vier Könige haben sich an den Tisch gesetzt und einen Gerichtshof gebildet; die Damen sind trauernd um das gemordete Fürstenkind niedergekniet und die Buben haben sich mit drohend erhobenen Hellebarden den Räubern entgegengestellt, die sich mit angstverzerrten Gesichtern an die Wand gedrückt haben.

Da hat ein zweiter noch viel fürchterlicherer Blitz eingeschlagen; im Nu hat das ganze Sündennest in Flammen gestanden, und nach wenigen Minuten ist es krachend in sich selbst zusammengesunken, alles Leben unter sich begrabend.

Die Stätte ist verfallen; nach dem verrufenen Wirtshause hat kein Mensch mehr gefragt, und Unkraut hat sich wuchernd über den Trümmerhaufen gesponnen, sodaß man bald nicht mehr hat erkennen können, daß dort jemals ein menschlich Heim gestanden. Aber die Verschütteten haben samt und sonders keine Ruhe gefunden, und alljährlich in der Neujahrsnacht, in der es einst vom Blitz der Erde gleich gemacht worden ist, ersteht das Wirtshaus zu neuem flüchtigen Dasein. Dann ist alles wieder so wie in der Schreckensnacht. Die Könige sitzen am Tische zu Gericht, die Damen umknieen das gemordete Fürstenkind, und die Buben stehen mit erhobenen Hellebarden den angstvoll an die Wände gedrückten Räubern gegenüber. Auf dem Tische aber liegt das verhängnisvolle Herzen-Aß, und in ihm ist ein unheimliches Leben. Das Herz schlägt nämlich wie ein lebendiges Menschenherz, und es heißt, daß die zur jährlichen Wiederkehr verdammten Seelen erst zur ewigen Ruhe eingehen werden, wenn es gelungen sein wird, das zuckende Herz zur Ruhe zu bringen. Wem das Rettungswerk gelingt, dem ist ein glückliches Leben verheißen und die Erfüllung seiner innersten, sehnlichsten Wünsche. Aber bis jetzt ist's noch keinem gelungen, obgleich schon viele verwegne Gesellen den Versuch gemacht haben. Sie sind alle dabei elendiglich umgekommen, weil sie das rechte Mittel nimmer getroffen haben. Der letzte soll ein Jägersmann gewesen sein. Der hat gemeint, für ein unruhiges Herz sei ein blankes Eisen das beste Beruhigungsmittel, und hat das gespenstige Aß mit seinem Weidmesser durchbohrt. Aber auch er hat das Richtige nicht getroffen. Wieder ist der Blitz dreingefahren, der ganze Spuk ist verschwunden, und am nächsten Morgen ist der fürwitzige Jäger tot im Walde aufgefunden worden an der wüsten Stelle, wo ehedem das verfluchte Wirtshaus gestanden.“

Die Großmutter schwieg, und alle waren ergriffen von der wundersamen Geschichte. Aber niemand zeigte Neigung, noch lange darüber zu reden. Der Sandmann war schon dagewesen; den Kindern fielen die Augen zu, und auch die Großen gähnten und hatten unverkennbar Verlangen nach ihren Ruhestätten. So ward denn der Kienspahn am Ofen gelöscht, und alle gingen schlafen. Kunz bekam in der Kammer, wo der Geselle und der Lehrjunge schliefen, ein gutes Lager angewiesen, aber er konnte nicht schlafen, und während die beiden andern schon lange schnarchten, daß es nur so rasselte, lag er noch immer wach auf seinem Strohsack. Die Geschichte von dem verfluchten Wirtshause ging ihm im Kopfe herum, und er spürte lebhaftes Verlangen, das arme Fürstenkind von dem Fluche zu erlösen und das zuckende Herz zur Ruhe zu bringen. Der Gedanke verfolgte ihn selbst im Traume, als er endlich eingeschlafen war, und am folgenden Morgen war er fest entschlossen, das Wagstück zu unternehmen.

Die Schmiedsfamilie riet ihm zwar ab, aber er hörte auf keine Warnung, und als die heilige Neujahrsnacht hereindämmerte, war er auf dem Wege nach der verwunschenen Stätte

Im Walde war es unheimlich. Der Wind sauste und heulte hoch oben in den Lüften, und aus dem schwarzen Gewölk wirbelten die weißen Flocken so dicht hernieder, als sollten sie die ganze Welt verschütten und begraben. Bis ans Knie watete der Gesell im Schnee, der Schweiß troff ihm von der Stirn, und eine unsichtbare Gewalt, die ihn rückwärts drängen wollte, arbeitete ihm fühlbar entgegen. Er merkte es deutlich, wie schwer ihm das Atmen wurde; es war, als ob eine schwere Hand sich ihm auf die Brust gelegt hätte und ihn mit unbarmherzigem Drucke preßte. Aber er ließ sich nicht irre machen; sein Zweck war ja ein guter, darum arbeitete er sich tapfer durch Schnee und Dickicht vorwärts. Auch als ihm aus dem Heulen des Windes deutlich vernehmbar die Worte hervorklangen:

„Zurücke — zurücke,
Sonst reißen Dich böse Geister in Stücke!"

ließ er den Mut noch nicht sinken, obgleich ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief. Vorwärts wollte er, und vorwärts mußte er, und so stampfte er unverdrossen vorwärts trotz aller Hindernisse.

Eine Stunde war er nun schon unterwegs, und allgemach begann seine Kraft zu erlahmen; er mußte einen Augenblick stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Und während er da, in die pechschwarze Finsternis starrend stand, die Schneeflocken lautlos auf ihn und um ihn herniederwirbelten, und der Wind, bald drohend, bald klagend, durch die Baumkronen sauste, da kam ein Grauen in seiner Seele auf, und er wollte schier verzagen. Aber er raffte sich gewaltsam auf; umkehren konnte er jetzt nicht mehr, da hätten der Schmied und seine Leute ihn ausgelacht ob seiner Hasenherzigkeit; darum biß er die Zähne zusammen, faßte seinen Wanderstab fester und schritt wieder vorwärts.

Plötzlich spürte er, wie in das Toben der Elemente das Machtgebot einer höheren Gewalt eingriff. Wind und Schneegestöber setzten mit einem Male aus, es klang wie gespenstiger Unkenruf aus der Tiefe der Erde, und durch das Gezweige flimmerten unheimliche Lichter wie von einer erleuchteten menschlichen Wohnstätte, nur mit einem eigentümlich fahlen Glanze, der dem vermessenen Gesellen das Blut in den Adern stocken machte. Trotzdem zwang er seinen Fuß vorwärts, und nach wenigen Schritten trat er auf eine kleine Lichtung hinaus, wo auf einer mäßigen Bodenerhebung ein in allen Fenstern erleuchtetes Haus stand. Das mußte das gespenstige Wirtshaus sein.

Nachdem er einmal den Anfall von Bangigkeit überwunden, gab's für ihn kein Zagen und kein Zögern mehr; mutig schritt er zur Tür und trat in das Haus ein.

Drinnen fand er bei fahl flimmernder Beleuchtung alles, wie die Großmutter es geschildert hatte. Die Könige saßen am Tische zu Gericht, die Damen knieten um das am Boden ausgestreckte Fürstenkind herum, und die Buben bewachten mit stoßbereit erhobenen Hellebarden die ängstlich an die Wand gedrückten Räuber. Aber kein Laut war vernehmbar, und keine der Gestalten regte ein Glied. Nur das Herzen-Aß, das auf dem Tische lag, zuckte wie ein menschlich Herz und bot damit einen grauenerregenden Anblick.

Eine kleine Weile stand Kunz ratlos der stummen, gespenstigen Gruppe gegenüber, dann ging's ihm wie eine Erleuchtung auf: ein wild bewegtes Herz kann nur seinen Frieden finden, wenn's an einem andern Herzen ruhen darf.

Und keck und ohne Zagen trat er an den Tisch heran, ergriff das unheimliche Kartenblatt und barg es an der linken Seite unter seinem Wams, wo sein eignes Herze schlug.

Da flammte das fahle Licht hell auf wie in himmlischer Verklärung, ein tiefer, voller Akkord wie Orgelton und Glockenklang scholl durch den stillen Raum, und im nächsten Augenblick war der ganze Geisterspuk verschwunden. Tiefschwarzes Nachtdunkel herrschte wieder ringsumher, und während Kunzens Besinnung erlosch wie ein ausgebranntes Licht, fühlte er sich von unsichtbaren Händen aufgehoben und auf ein warmes, weiches Lager gebettet; süße Töne wie von Engelschören klangen ihm noch ins Ohr, dann umfing die Nacht auch seine Sinne.

Als er wieder zu sich kam, schien ihm die Wintersonne hell ins Gesicht, und er erhob sich auf der Waldlichtung aus dem tiefen Schnee, fühlte sich aber so wohl, als wenn er aus dem weichsten warmen Federbette käme. Eine urfrische Lebenslust, wie er sie lange nicht gespürt, rann ihm durch die Adern, und Mut und Kraft, die ihm auf der verunglückten Weltfahrt erlahmt, waren in verdoppeltem Maße in seine Seele zurückgekehrt. Er fühlte, daß er jetzt nicht wie der verlorene Sohn, sondern als ganzer Mann in die Vaterstadt einziehen würde, und das beflügelte seinen Schritt, sodaß er nicht einmal mehr in der Waldschmiede Rast machen mochte, sondern eilenden Fußes der Heimat zustrebte.

Das Kartenblatt unter seinem Wams war verschwunden, aber alles, was an Jugendmut und frischer Lebenskraft vor zweihundert Jahren mit dem armen Fürstenkinde gemordet worden war, das hatte er als Belohnung für seine Rettungstat erhalten, und das war genug, um ihm ein glückliches Leben zu sichern.

Das gespenstige Wirtshaus ist seitdem nie wieder sichtbar geworden.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Die Technische Hochschule in Breslau
Gesamtansicht

Chemisches Institut — Maschinenlaboratorium — Elektrotechnisches Institut